Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **37 (1955)**

Heft 26

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, den 1. Juli 1955 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 26

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Unerfreuliches und Erfreuliches

El. St. Die furchtbare Katastrophe von Le Mans lässt sogar in unser schnellebigen und oberflächlichen Zeit die Gemüter nicht zur Ruhe kommen, und das ist ein gutes Zeichen. Es beweist, dass auch heute noch eine Grosszahl von Menschen auf eine Gefühlsroheit nachhaltig reagieren können und nicht einfach zur Tagesordnung übergehen wollen.

Neben der jedes feinere menschliche Empfinden verletzenden Anordnung der Rennleitung, «dass das Rennen weiter zu gehen habe» wegen der schweren materiellen Folgen, die ein Einstellen haben könnte, kam es dann schliesslich einem anderen Bonzen noch in den Sinn zu behaupten, «das sei für den ruhigen Abtransport der Toten und Verwundeten nötig», — als ob anlässlich einer solchen Katastrophe eine von ihr doch sicher beeindruckte Menschenmenge sich nicht 30 bis 40 Minuten noch hätte ruhig verhalten können! — Man traut den Menschen heutzutage doch sehr wenig Anstand und Herzenstakt mehr zu — und da wo er sicher vorhanden wäre, vertrampelt man ihn mit interessierter Roheit.

Aber es wirft sich bei solch wahnsinnigen Rennen, sowie auch für den gewöhnlichen oft bei «starken Motoren» übersetzten Geschwindigkeits-Grad nachgerade die Frage auf, ob die Fabrikation von solch verrückten Motoren, die dann natürlich von geschwindigkeitsbesessenen Menschen auch ausgenützt werden wollen, nicht zu verbieten sei? Auf alle Fälle für den Strassenverkehr. Und da, wo sie in Rennen ausprobiert und demonstriert werden sollen, dürfte dies nur noch auf vollständig menschenfreien Rennpisten geschehen. Natürlich fiele dann bei solchen, ohne Renn-Tam-Tam abgehaltenen Rennen der damit bezweckte und erzielte Mammon hinweg. Aber ist heutzutage wirklich der Mammon das einzig wichtigste, das ausschlaggebendste in der Welt?

Für alles Mögliche und Unmögliche bestehen staatliche Vorschriften, für Gewicht, Geschwindigkeit etc. etc. — aber dass durch diesen — man muss schon sagen — verfluchten Geschwindigkeitswahnsinn, der mit den Auto-Motoren zusammenhängt, endlich einmal entscheidende Massnahmen, international getroffen würden, dafür müssen wohl noch viele Tausende von Menschenleben geopfert werden.

Le Mans ist ein furchtbarer, ein erschütternder Aufruf an das öffentliche Verantwortungsgefühl, und das grauenhafte Opfer an Blut und Leben, das es gefordert hat, kann nur gesühnt werden dadurch, dass in Zukunft die verantwortlichen Kreise dafür sorgen, dass dieser wahnsinnige Motoren-Geschwindigkeits-Rausch, der nicht nur an Rennen, sondern Tag für Tag auf allen Strassen der Welt seine Opfer fordert, unmöglich gemacht werde.

Erfreulich

ist die Haltung des «Vereins Grosser Preis für Automobile und Motorräder Bern», welcher beschlossen hat, aus Pietät gegenüber der Katastrophe von Le Mans auf die Durchführung des «Grand Prix» dieses Jahr zu verzichten. Die Leitung dieses Vereins darf sicher sein, dass dieser Beschluss in weitesten Kreisen unseres Volkes mit Anerkennung aufgenommen wurde.

Ziemlich unerfreulich

auf einem anderen Gebiet liegend, ist in den Räten die Diskussion um das Fernsehen verlaufen. Man scheint im Bundeshaus für das Fernsehen ungefähr die gleiche Taktik anzuwenden wie im Fall «Rheinau». Man verlocht Jahr um Jahr Millionen um Millionen in eine im Volk immerhin sehr diskutierte und nicht allgemein erwünschte Neuerung, um dann, wenn es endlich so weit sein wird, dass ein endgültiger Beschluss gefasst werden muss, man den «gutmütigen Sennenbüebli», die ja im grossen und ganzen alle nichts weniger schätzen als für die Katz ausgegebenes Steuergeld — dass man ihnen dann sagen kann, es wäre doch ein Skandal, wenn all die vielen Millionen umsonst für so teure «Versucherli» ausgegeben worden wären. Das war die Taktik bei Rheinau — es scheint nach deren gutem Erfolg nun auch die Taktik beim Fernsehen zu sein.

Was uns in vielen Dingen in Helvetien mehr not täte als Fernsehen, wäre etwas mehr Einsehen. Wäre es nicht besser, solche viele, schliesslich vom Volk in treuer Arbeit erworbene Steuergelder, an bessere Dinge zu verwenden als an eine weitere Veroberflächlichung unserer geistigen und kulturellen Substanz? Gibt es nicht auch verschiedene, grosse Mittel verlangende Aufgaben wie der Kampf gegen Kinderlähmung, gegen Tuberkulose bei Mensch und Tier, gegen den zunehmenden Alkoholismus, und so vieles mehr? Für die Berghilfe, die Invalidenfürsorge, für wirklich kulturelle Bestrebungen — ach für so vieles hat man stets zu wenig Geld, und dann legt der Bundesrat für dieses «Helgeli-Sehen» mit lächelnder Miene Millionen auf den Tisch, und unsere Volksvertreter sagen Ja und Amen.

Es ist schade, dass in diesen letzten Tagen nicht ein «Fern-Horchen» im Parlamentsgebäude einige Echos hat vernehmen lassen über mehr als nur erstaunte Kommentare aus den verschiedensten Volkskreisen. Unsere Volksvertreter gingen dann vielleicht mit den, trotz aller Hochkonjunktur doch vom Volk erschafften Millionen etwas vorsichtiger um, besonders auch in dem Sinn, dass man den offenbar gefürchteten deutlichen Widerstand vieler Eidgenossen, die «Sennenmeiteli» müssen ja sowieso nur zahlen und zu allem schweigen — nicht dadurch zu paralisieren sucht, indem man eine angefochtene Sache einfach dem Referendum entzieht. «Cette affaire ne me plait pas» — sagt der eine, und die anderen denken: «Rheinau».

Erfreulich

scheint vielen Kreisen die Diskussion um Steuersenkung. Es lässt sich zwar sehr bedenken, ob es nicht richtiger ist, wenn der Staat in guten Zeiten für schlechtere Notreserven anlegt. Viele Steuerzahler sind dieser Meinung, werden aber höchstens etwas unsicher, wenn sie bedenken, dass dann die Gefahr besteht, dass man dieses Geld vielleicht im Bund nicht genügend für schlechte Zeiten beisammen halten könnte, sondern dann eben — Fernsehen, Feste, Subventionen und so dergleichen zu viele Millionen verschlingen könnten. Immerhin muss festgestellt sein, dass unser Volk in weitesten Kreisen sich so ans Betteln beim Bund gewöhnt hat, dass die Ansteckungsgefahr leider auch auf die Frauen überzugehen droht unter der allerdings logischen Begründung, dass sie schliesslich auch ein nettes Quantum zu den vielen unerwarteten Millionen beitrugen. L'art est difficiele — et la critique est aisée, und da unsere Landespolitik doch weitgehend im Scheinwerferlicht der Oeffentlichkeit sich abspielt, erlaubt sich diese Oeffentlichkeit eben auch des öfteren «laut zu denken». Es sei dies eine schlechte Gewohnheit, aber hie und da hört man dabei doch Dinge und Ansichten aus Kreisen, die im allgemeinen sonst «auf ihren Mund sitzen» müssen. Jedenfalls lernt man dabei immer allerhand, und die Demokratie verträgt die offene und ehrliche Diskussion.

Ehrfurcht vor Leben und Tod

In der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg fand in Basel ein Vortrag von Dr. Albert Schweitzer statt, der seine Philosophie in der Devise der «Ehrfurcht vor dem Leben» gipfeln liess. In einer Epoche, worin der Bolschewismus und der Nazismus die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben bereits liquidiert hatten, forderte Schweitzer sogar, sie vom Menschlichen auf das Leben der Tiere auszudehnen! Er wurde zum Beispiel darüber zornig, wenn in Lambarene eine neue Krankenpflegerin eine Ameise zertreten wollte. Er trat also nicht nur gegen die Stierkämpfe auf. Dies alles erschien uns nicht selbstverständlich, weil wir ja eben um die Ereignisse in Russland und Deutschland wussten. Doch die Ehrfurcht vor dem Tode war immerhin noch Allgemeingut. Bis sich während des Zweiten Weltkrieges auch die Ehrfurcht vor dem Tode aufzulösen begann. Ich will anhand der mir zur Verfügung stehenden Quellen nicht ins Detail gehen, was in den deutschen Konzentrationslagern oder beim russichen Vormarsch mit den Todesopfern meist noch geschah. Man erfuhr diese Dinge ja erst nach Kriegsende, dachte aber, dass sie einer satanischen politischen Propaganda zuzuschreiben seien und dann aufgehört haben.

Doch eine andere Erscheinung hat nicht aufgehört, sondern weiterhin zugenommen, und darum müssen alle Männer und Frauen, welche die Welt nicht geistig und materiell untergehen lassen wollen, ihr unerschrocken ins Auge blicken und sie bekämpfen: es ist die Tatsache, dass die Technik und speziell der Motor nicht mehr der Diener des Menschen zu sein droht, sondern dass sich der Mensch ihm opfert. Frühzeitiges Altern in gewissen Fabriken und bei Zwangsarbeiten, sowie die Verkehrsunfälle sind zwar etwas Alltägliches. Auch über die 25 Todesopfer am Autorennen in Monza war man bald hinweggegangen. Es brauchte schon die 80 Toten und 100 Schwerverletzten am 24 Stunden-Rennen von Le Mans, bis die Welt aufhorchte und dazu Stellung nimmt. Geschehen in einigen Sekunden, abgeräumt in 45 Minuten, der blutige Boden mit Sägemehl zugedeckt, so dass nach Ansicht des Präsidenten der französischen Sportpresse «kein wesentlicher Grund für die Einstellung des Rennens mehr bestand». Dies entsprach auch der Haltung der allernächsten unter den 400 000 Zuschauern. Zwar gegen den Willen des Staatspräsidenten, aber unter Duldung einer zaudernden Regierung. Nachträglich schickte man zwar den Arbeitsminister an die solenne Totenmesse und fasste den Beschluss, alle Autorennen zu verbieten, die den Geschwindigkeitsrekord anstreben, und nur noch solche zuzulassen, deren Kriterium die Geschicklichkeit ist. — Die «Nationalzeitung» vom 19. Juni plädiert für völliges Verbot der Motorrennen aller Art auf Schweizer Gebiet, da die Versuchsfahrten der Fabriken (Zerreissproben) in technischer Beziehung völlig genügen. Denken wir daran, dass die Frau des Rennfahrers Levegh in Le Mans hilflos zusehen musste, wie ihr Mann in dem explodierten Auto verbrannte. Will sich also das «Schweizer Frauenblatt», aus «Ehrfurcht vor Leben und Tod» vielleicht der «Nationalzeitung» anschliessen?

F. Largiadèr, Riehen (BS)

Das Versicherungsproblem ist aktuell

I.

El. St. Aus diesem Grund lag uns daran, unser Blatt an der erwähnten Pressekonferenz vertreten zu lassen. Der Vorentwurf zu einem Bundesgesetz über die Kranken- und Mutterschaftsversicherung liegt vor und wird in den Parteien und Verbänden eifrig diskutiert. Die Einführung einer Mutterschaftsversicherung ist ein altes Postulat unserer Frauenverbände, und es ist zu hoffen, dass wenigstens ein Teil der in weiten Frauen- und Männerkreisen als viel zu weit gehenden Forderungen des Vorentwurfes vor Behörden und Volk soweit Gnade finden werde, dass jedenfalls für diejenigen Frauen, die es nötig haben, etwas Gutes und Nützliches geschaffen werden kann.

Bis jetzt scheinen nur sehr kleine Kreise von dem vorliegenden Entwurf begeistert zu sein. Vor allem aber wird das totale Fehlen eines Lohnersatzes während der gesetzlich vorgeschriebenen Schonzeit für die Frauen, der Einbezug aller Ledigen vom 19. bis 50. Altersjahr — sogar der Nonnen! — und der sehr beschränkte Ausschluss auf die sogenannt gutsituierten Frauen mit einem persönlichen Einkommen von 14 000 Franken scharf kritisiert. Wer von alleinstehenden Frauen hat ein Einkommen von 14 000 Franken und wem von denen, die eine Mutterschaftsversicherung nötig haben, ist mit der vorgesehenen Versicherung wirklich geholfen, wenn kein Lohnersatz dazu kommt?

Aber die Sache hat für unsere Familien-Politik auch noch eine ethische Seite: Warum soll in unseren jungen lebens- und familienbejahenden Kreisen durch eine viel zu weitgehende obligatorische staatliche Fürsorge der Stolz und die Freude an der Unabhängigkeit von der staatlichen Fürsorge von vornherein lahmgelegt werden durch ein Obligatorium, das auch Kreise erfasst, die sicher gar nicht davon erfasst zu werden wünschen oder es nicht nötig haben?

Gewiss ist man in weiten Frauenkreisen, ganz besonders auch in den in der Fürsorge tätigen dankbar dafür, dass «etwas gehen» soll, aber der Bogen darf nicht zu stark gespannt werden, sonst

---

Anna Carroll 7

Im Sturm zu Glück und Sieg

Von Hollister Noble

Sechstes Kapitel

Der Sturm bricht los

Die Auseinandersetzung mit Anna war Harry so nahegegangen, dass er an sie nicht einmal denken durfte. Allein schon der Anblick Washingtons war ihm zuwider. Daher sass er wenige Tage später im Zug nach Charleston. Es dünkte ihn, als sängen die ratternden Räder ein Lied von Heimkehr und Herzensruhe. Er stand am offenen Fenster des Abteils und atmete mit vollen Züge die milde Winterluft, die bereits eine Frühlingsahnung mit sich trug. Nur noch wenige Wochen, und dem Boden, den Föhren und Sümpfen würden alle jene heimatlichen Düfte entsteigen, die er so sehr liebte: scharfer, moschusartiger Geruch aus den Sümpfen, süsser, herber Harzduft, der Geruch von Hartriegel, Jasmin, Azaleen und zahllosen Wildblumen. Schliesslich fuhr der Zug in den rauchigen Bahnhof ein und kam pustend zum Stillstand. Harrys Herz schlug höher: er war in Carolina, in Charleston, im Süden — daheim!

Er hatte seiner Mutter die Ankunftszeit nicht mitgeteilt, so dass ihn niemand abholte und er allein dem Vaterhaus zustrebte. Er war wie im Traum: immer wieder blieb er stehen und genoss das vertraute Bild der vielen Lichter auf dem stillen Wasser, der gemütlichen Heime mit ihren breiten Veranden hinter alten roten Ziegelmauern und zierlichen Eisengittern. Das ist meine Heimat, überlegte er. Hieher gehöre ich! Und niemand soll es wagen, unsere Art des Lebens zu stören! Am allerwenigsten diese derben, ungeschlachten Yankees aus dem nebligen Norden, mit ihrer Selbstgefälligkeit, ihrer gierigen Jagd nach dem Dollar, die in schmutzigen, schäbigen Holzhäusern, in übervölkerten, hässlichen kleinen Städten wohnen, wo das Leben sommers unleidlich und winters unerträglich war. Er hasste das alles aus tiefstem Herzen, jenen hochmütigen frostigen Norden, jenen polternden, lärmenden, brutalen, rauhen, rauchigen, geschäftigen, manierlosen, geldraffenden, von Elendsvierteln strotzenden Norden. Und er begann ihn auch ein wenig zu fürchten.

Hier aber fühlte er sich wohl. Aus einem nahen Hause drangen die gedämpften Klänge eines Klaviers, und eine süsse Mädchenstimme sang ein sentimentales Liebeslied. Weiter unten auf der Strasse stand eine weisse kleine Kirche mit offener Flügeltür. Drinnen predigte in dem weichen, singenden Tonfall des Südens ein Geistlicher seinen Schäflein.

Harry war bei seinem Vaterhaus angekommen, das auf einem sanften Hügel stand. Ein grosser, gediegener Bau im alten Kolonialstil mit dem von zierlichen Säulen getragenen traditionellen Vorbau zeichnete sich in scharfen Konturen vor dem sternenglitzernden Nachthimmel. Er schritt durch das reichverzierte Gittertor auf dem von Azaleen flankierten Pfad hügelan dem Eingang zu. Drinnen war alles voll Blumen und Lichter. Seine Mutter trat gerade aus der Bibliothek. Einen Augenblick hielt sie wie ein aufgeschreckter Vogel inne. Dann aber warf sie sich ihm in die Arme. «Harry, Harry, du Bösewicht!» rief sie und küsste ihn immer wieder.

Als er abgelegt hatte, führte sie ihn in den Salon und musterte ihn mit strahlenden Augen. Alice Heyward war eine auffallende Erscheinung, gross und schlank. Sie hatte Harrys aschblondes Haar, eine glatte Stirn und von dunklen Brauen überwölbte veilchenblaue Augen.

«Harry, mein lieber Junge. Sprich kein Wort», sagte sie mit einem süssen Lächeln und legte anmutig protestierend den Zeigefinger an seine Lippen. «Papa weiss bereits alles aus einem Brief, den Thomas ihm geschrieben hat. Er kommt morgen heim.»

Als sie jedoch den schmerzlichen Blick seiner Augen gewahrte, lenkte sie hastig ein: «Wir wollen davon nicht sprechen, Harry. Ich bin ja so froh, dass du wieder da bist.»

Sie streichelte seine Hand und liebkoste ihn mit ihren Blicken.

«Das Abendessen ist schon fast fertig. Du brauchst dich nicht umzukleiden. Komm in dein Zimmer, Harry. Alles ist genau so, wie du es zurückgelassen hast, jede Kleinigkeit. Jetzt musst du lange bei uns bleiben, lange!»

Arm in Arm gingen sie auf die zierliche Wendeltreppe zu. Als sie in der Mitte des Vorraums angelangt waren, öffnete sich die Tür zum Studierzimmer. Ein Mädchen in schwarzem Abendkleid aus Spitzenstoff, der mit kecken, scharlachroten Blumen geziert war, trat heraus und blieb überrascht stehen. Ein besserer Beobachter als Harry hätte an der Echtheit ihrer Verblüffung zweifeln können. Um so ehrlicher war Harrys Erstaunen. Er sah ein blasses, schönes Gesicht, aus dessen Oval ihm zwei leuchtende Augen entgegenblitzten. Das anmutig schlanke Mädchen hatte eine wunderbare Haltung, stolz und voll geschmeidiger Grazie. Ueber ihr Antlitz huschte ein Begrüssungslächeln, so amüsiert und intim zugleich, dass es Harry den Atem verschlug.

Die Mutter, die ihn beobachtet hatte, sagte leichthin: «Komm nur näher, Jackie. Sei mir nicht böse, Harry, aber ich hatte keine Zeit, dir zu sagen, dass wir eine reizende Besucherin aus Savannah hier haben, bei deren Eltern ich vor kurzem eingeladen war. Das ist mein Sohn Harry Heyward — Fräulein Jacqueline Desfosses, unser Gast für die nächsten vierzehn Tage.»

Harrys Herz krampfte sich zusammen. Ein geheimer Instinkt warnte ihn, dass sich das alles gar zu programmgemäss abspielte. Er bemühte sich, seiner Mutter Blick zu erhaschen, aber ihre Augen ruhten lachend und ein wenig triumphierend auf Jacqueline.

Während er sich feierlich verbeugte, forschte er in den Zügen des schönen Mädchens nach Anzeichen, die sein plötzlich erwachtes Misstrauen bestätigt hätten.

«Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Fräulein Desfosses. Sind Sie schon lange hier?»

Sie warf seiner Mutter einen charmant schuldbewussten Blick zu: «Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, Herr Heyward, aber Ihre Mutter und Charleston haben es mir schon seit über einer Woche angetan. Ich liess mich nur zu gerne von Ihrer Frau Mutter entführen. Mein Bruder trifft morgen aus New York ein, und Frau Heyward wollte unbedingt haben, dass ich ihn hier erwarte und gleichzeitig Ihre Bekanntschaft mache — eine doppelte Versuchung, der ich nicht widerstehen konnte.»

Sie war also schon vor einer Woche dagewesen, noch ehe sich die Sache mit Anna abgespielt hatte. Seine Befürchtungen schwanden. «Ihre Anwesenheit, Fräulein Desfosses», sagte er aufgeräumt, «macht das Mass der Freude über meine Heimkehr erst voll. Ich werde mich für das Abendessen selbstverständlich umkleiden. In wenigen Minuten bin ich wieder da.»

Auf dem Stiegenabsatz veranlasste ihn ein Impuls, stehenzubleiben und sich umzusehen: das Mädchen blickte mit leicht geöffneten Lippen zu ihm auf. Seine Mutter lächelte. —

Sechs Wochen später, nach einer traumhaft schönen Brautzeit, wurde Harry mit Jacqueline Desfos-

wird dann auch das Notwendige und Gute, das wir von diesem Gesetz erwarten, ins Wasser fallen.

Zur weiteren Orientierung über das sicher nicht einfache Problem der Krankenversicherung lassen wir die Berichterstattung über eine interessante Tagung folgen.

II.

Aus dem Generalstab der Krankenkassen

Die «Association Internationale de la Mutualité» (AIM) ist eine internationale Vereinigung, zu der die Krankenkassen der meisten europäischen Länder gehören, die nicht auf dem Boden staatlicher Versicherung stehen. Diese Krankenkassen sind Vereinigungen auf Gegenseitigkeit, das heisst sie bestehen auf genossenschaftlicher Grundlage, werden oft von ihren Mitgliedern geführt oder zumindest kontrolliert. Vom 3. bis 5. Juni hielt die AIM in Interlaken ihren vierten Kongress ab und vorher fand im Berner Rathaus eine Presseorientierung statt.

Herr Otto Schmid, Zürich, Präsident der AIM und des Konkordates der Schweizerischen Krankenkassen gab einleitend einen kurzen Ueberblick über Entstehung und Aufgaben seiner Organisation. Schon im Jahre 1901 hatte sich in Frankreich eine Vereinigung der Krankenkassen auf Gegenseitigkeit gebildet, die mit der Zeit zu den internationalen Vereinigungen für soziale Sicherheit in engere Beziehung trat. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte diese Organisation wieder neu auf, erweiterte ihre Mitgliedschaft und ist heute die Dachorganisation aller westeuropäischen Krankenkassen, die auf Gegenseitigkeit basiert sind.

Die AIM behandelt Probleme, die immer wieder auftauchen, ungeachtet der geographischen Lage und der Führungsmethode der Krankenkassen. Solche Probleme sind zum Beispiel die Kosten der Arzneimittel, die in der Schweiz seit 1939 aufs doppelte gestiegen sind. Die Arzneikosten sind übrigens überall höher als die Arztkosten und es ist bei uns gegen den übermässigen Medikamentenkonsum sogar von Seiten der Apotheker protestiert worden, welche in diese schädlichen Gewohnheiten am besten Einblick haben. Wichtig sind auch die Fragen der Sozialmedizin, die Uebernahme neuer Behandlungsmethoden, die Beziehung der Versicherten zu den Aerzten, die Preise der Arzneien und so weiter. In manchen Ländern gehen 25 bis 35 Prozent der Arbeitslöhne an die Sozialversicherungen ab, die allerdings höhere Leistungen, wie zum Beispiel Lohnersatz, enthalten, ein Gebiet, das bei uns noch nicht einbezogen wird.

Herr Erich Stolt, Hamburg, Direktor des Hauptverbandes der deutschen Angestellten-Krankenkassen, berichtete anschliessend über sozialpolitische Strömungen in Deutschland. Nach dem Kriege wurden Stimmen laut, die nach englischem Vorbild eine allgemeine Staatsfürsorge verlangten, doch wurde beschlossen, an dem bisherigen gegliederten System festzuhalten. Heute hat Deutschland 2400 Krankenkassen und es hat sich herausgestellt, dass kleine Betriebe rationeller arbeiten können, als grosse. Es gibt eine Reihe von obligatorischen Versicherungen, für die Ortskrankenkassen, Kassen der Innungen oder Betriebe zuständig sind. Dazu kommen die sogenannten Ersatzkassen, deren Mitglieder von der obligatorischen Versicherung in der Ortskrankenkasse enthoben sind. Solche private Unternehmen haben gezeigt,

dass sie weniger schwerfällig und lukrativer arbeiten können, als ein komplizierter staatlicher Betrieb, und schliesslich ist jede Beziehung zwischen Versicherung und Versichertem auf Vertrauen basiert.

Dieser Anschauung schloss sich auch Herr Paul Aubry, Nancy, Secrétaire général de la Mutualité et de la Fédération de la Mutualité Française, an. Er sprach vom «état d'esprit» seiner Organisation, die ihren Mitgliedern zum sozialen Fortschritt verhelfen will, ohne ihre individuellen Eigenheiten zu unterdrücken. In Frankreich ist die Mutualité eine Ergänzung der sozialen Sicherungen, sie steht denjenigen offen, die nicht zwangsversichert sind und leistet Pionierarbeit auf gewissen Gebieten, wie zum Beispiel bei der Kinderlähmung, die sie lange vor der staatlichen Versicherung in ihr Gebiet aufnahm.

Herr Eugen Hänggi, Solothurn, Pressesekretär des Konkordates der Schweizerischen Krankenkassen berichtete über aktuelle Fragen der Schweizerischen Versicherung im Lichte ausländischer Erfahrungen.

Geistige Wellen schlagen über die Landesgrenzen, sagte der Referent. Auch wenn wir die Erfahrungen der anderen nicht ungeprüft kopieren wollen, sind wir bereit, aus ihnen unsere Schlussfolgerungen zu ziehen. Die Schweiz steht vor einer Umbildung des Krankenversicherungsgesetzes. Zu diesem Zweck hat der Bundesrat eine Expertenkommission eingesetzt, der auch drei Frauen angehören, und die eine neue Kranken- und Mutterschaftsversicherung ausgearbeitet hat. Das Konkordat der Schweizerischen Krankenkassen, in dem gegen drei Millionen Versicherte zusammengeschlossen sind, hat diesen Vorentwurf zum neuen Bundesgesetz sorgfältig geprüft und ihn als gute Diskussionsbasis befunden.

Folgende Punkte sind für die Schweizerische Krankenversicherung bezeichnend:

1 Sie ist eine allgemeine Volksversicherung. Im Ausland sind im weitern nur Unselbständigerwerbende versichert. Das von der AIM behandelte Problem, wie man den sozialen Schutz auf die Selbständigerwerbenden ausdehnen könnte, stellt sich bei uns gar nicht ein. Andererseits erscheint die Einführung einer Klassen versicherung, wie es der neue Entwurf vorschlägt, unannehmbar. Es würden dadurch die Versicherten nach ihren Vermögensverhältnissen eingeteilt, was eine Abstufung der ärztlichen Honorierung bedeuten würde. Die Neureglung der Beziehungen zwischen Aerzten und Krankenkassen darf nicht zu einer gesetzlichen Aufsplitterung unserer bewährten Volksversicherung und zu ihrer Umwandlung in eine ausgesprochene Klassenversicherung führen; es sind vielmehr Lösungen anzustreben, die in erster Linie den Interessen der Versicherten dienen.

2. Heute ist der Entscheid, ob eine Versicherungspflicht bestehen soll, den einzelnen Kantonen überlassen. Während im Ausland meistens das Obligatorium in irgend einer Form besteht, ist es in der Schweiz nur in wenigen Kantonen eingeführt. Wohl sind bei uns im Durchschnitt 70 Prozent der Bevölkerung versichert, aber gerade die 30 Prozent der Nichtversicherten sind Menschen, welche die Versicherung am nötigsten haben. Ohne Obligatorium sind diese nicht zu erfassen. Zur gleichen Kategorie gehören alte Leute, Invalide und mit chronischen Leiden Behaftete, die überhaupt nicht versicherbar sind. Als Gegenargument des Obligatoriums wird die drohende Verstaatlichung der Versicherung angeführt. Die ausländischen Erfahrungen widerlegen diese Befürchtung vollkommen. Das Volk selbst steht dem Obligatorium zum Teil positiv gegenüber. So wurde im Kanton Zürich vor kurzem über die Erweiterung des schon bestehenden Obligatoriums abgestimmt und obgleich eine grosse Partei die Neinparole herausgab und eine andere die Stimmfreigabe beschloss, hat das Volk mit zwei Drittel-Mehrheit die Erweiterung der Versicherungspflicht genehmigt.

Ohne Obligatorium ist die Abschaffung verschiedener Lücken im Versicherungswesen nicht durchzuführen. Dabei ist die Furcht vor dem Missbrauch der Versicherung durch die Zwangsversicherten unbegründet, wir sehen das am besten in Zürich, wo die obligatorische Versicherung billiger arbeitet, als die freiwillige.

3. Nach der Verfassung hat der Bund nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, die Mutterschaftsversicherung einzuführen. Auch hier darf der Entscheid des Obligatoriums den einzelnen Kantonen nicht überlassen werden, da gerade die kinderreichen Kantone die daraus entstehenden Kosten scheuen würden. Man sieht ja auch aus der AHV und den Unfallversicherungen, dass man bei Sozialversicherungen nicht auf das Obligatorium verzichten kann. Auf diesem Gebiet hat die Schweiz überhaupt eine bedenkliche Lücke im Sozialversicherungssystem. Sie kann die internationale Konvention für die Mutterschaft nicht ratifizieren. Doch sei hier ein Satz aus dem Bericht des Bundesrates zur Behandlung dieser Frage bei der 35. Tagung der internationalen Arbeitskonferenz 1952 erwähnt: «Die bestehenden Schwierigkeiten, unsere Mutterschutzgesetzgebung den aufgestellten internationalen Normen anzupassen, enthebt unser Land allerdings nicht der Aufgabe, Lücken zu schliessen und Mängel zu beseitigen, die vorhanden sind.»

4. Die Revision der KUVG legt Wert auf erhöhte Subventionierung. Das ändert nichts an dem privaten Charakter der Krankenkassen. Auch die Landwirtschaft kann nicht als verstaatlicht betrachtet werden, nur weil sie Subventionen erhält. Die bestehenden Subventionen der Krankenkassen wurden vor 40 Jahren festgesetzt. Damals deckten sie die Hälfte aller Kosten, heute reicht der gleiche Betrag nur noch für 8 Prozent. Andererseits scheut sich der Bund nicht, einschränkende Vorschriften zu machen. Auch diese könnten als Verstaatlichung angesehen werden.

5. Zum Arztrecht ist zu bemerken, dass im Vergleich zum Ausland in der Schweiz ein ausserordentlich freiheitlicher Geist herrscht. Es gibt kein Land mit so hohen Arztzahlen im Verhältnis zur Einwohnerzahl. Die Vergütung der Aerzte ist zum Teil doppelt so hoch als im Ausland. Der Arzt ist in der schweizerischen Krankenversicherung freier als anderswo. Ohne der Aerzteschaft nahezutreten, muss doch gesagt werden, dass es doch Möglichkeiten geben sollte, gewisse Aerzte auszuschliessen. Diese Massnahme ist auch im neuen Entwurf ausser acht gelassen worden.

6. Es ist zu hoffen, das die obligatorische Mutterschaftsversicherung nicht aus dem neuen Projekt herausgebrochen wird, denn dadurch wäre der einzige sozialpolitische Fortschritt des neuen Gesetzes vernichtet.

Nach der Pressekonferenz fand in der Halle des Berner Rathauses ein Empfang statt, bei welchem Bundesrat Etter zugegen war und Regierungsrat Gnägi die zahlreichen Gäste, unter ihnen Bundesminister Hermann Schäfer, willkommen hiess. Während der zweitägigen Tagung in Interlaken wurden viele gemeinsame Probleme besprochen und die Teilnehmer trennten sich mit dem Gefühl, über alle Grenzen hinaus zum Wohle der Allgemeinheit den gleichen Zielen zuzustreben. Nina Körber

Eine ungerechtfertigte Attacke

Ein Passus in Dr. Dürrenmatts Radio-«Wochenrückblick für die Schweizer im Ausland» wird im «Schweizer Frauenblatt» (Nummer 25) heftig kritisiert. Mir scheint, dass dabei die Aeusserungen Dr. Dürrenmatts völlig missdeutet werden. Wenn er in jener Sendung das Wirken des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins im Zusammenhang mit dessen Basler Tagung würdigte, so kann dies der Frauensache gewiss nur dienlich sein, wurde doch an diesem augenfälligen Beispiel einmal mehr gezeigt, dass wir Schweizerinnen auch ohne Stimmrecht nicht im Krähwinkel sitzen, sondern öffentliche Aufgaben tatkräftig mitanpacken und lösen helfen. Wohl wird man als «Stimmrechtlerin» bedauern, dass Dr. Dürrenmatt die in Lugano durchgeführte Hauptversammlung des Frauenstimmrechtsverbandes unerwähnt liess; die unvoreingenommene Hörerin wird ihm aber hier nicht von vornherein eine frauenstimmrechtsfeindliche Absicht unterschieben wollen. Vielleicht lag es einfach an einer Zufälligkeit, und vielleicht auch möglicherweise daran, dass der Basler Chefredaktor an der Frauentagung in Basel, und nicht in jener in Lugano, persönliche Eindrücke gesammelt hat. Wenn man überdies weiss, dass Peter Dürrenmatt ein überzeugter Befürworter des Frauenstimmrechts ist, so mutet jene sicher in bester Absicht unternommene Presseattacke wie eine Art Donquichoterie an, ein Kampf gegen Windmühlen.

Gewiss ist es menschlich zu verstehen, wenn wir «Frauenstimmrechtlerinnen», die wir seit Jahr und Tag einen so steinigen Boden zu beackern haben, gelegentlich zu etwas sauren und heftigen Reaktionen neigen. Dennoch sollten wir im Interesse unserer Sache uns möglichst freihalten von Uebereifer und Ressentiments, die uns den Blick trüben und unsere Galle oft zu ganz überflüssigen Regungen antreiben. G. Stocker-Meyer

Politisches und anderes

3. Sessionswoche

Im Nationalrat kam die Vorlage über Massnahmen für das Hotelgewerbe zur Behandlung. Hierauf widmete sich der Rat dem bundesrätlichen Geschäftsbericht für das Jahr 1954, der zusammen mit dem Bericht des Bundesgerichtes und des Versicherungsgerichtes gutgeheissen wurde. — Der Ständerat befasste sich vorerst mit drei Vorlagen betreffend die Regelung des Urheberrechtes. Hierauf behandelte der Rat die Motion von Ständerat von Moos über die Aufhebung der Verfassungsartikel 51 und 52 betreffend das Verbot des Jesuitenordens und die Unzulässigkeit der Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster oder religiöser Orden. — Der Bundesrat erklärte sich bereit, die Motion in der Form eines Postulates entgegenzunehmen mit dem Auftrag, über die Aufhebung der erwähnten Artikel Bericht zu erstatten und Antrag zu stellen. In beiden Räten kamen verschiedene Motionen zur Behandlung, die sich mit dem Steuerabbau befassten. Von diesen wurden nur die vier bürgerlichen durch den Bundesrat entgegengenommen. — In den Schlussabstimmungen nahmen die Räte die Vorlagen über das Urheberrecht und über das Hotelgewerbe an.

Bundesgesetz über den Strassenverkehr

Der Bundesrat veröffentlichte die Botschaft zum Entwurf eines Bundesgesetzes über den Strassenverkehr, das an die Stelle des veralteten Gesetzes über den Motorfahrzeugverkehr vom 15. März 1932 treten soll.

Reden Molotows und Dulles' in San Francisco

Im Rahmen der Jubiläumssession der Vereinigten Nationen ergriffen der sowjetische Aussenminister Molotow und Staatssekretär Dulles das Wort. Molotow verlangte von neuem die Zulassung Rotchinas zu den Vereinigten Nationen, die Regelung des Problems Formosa, die Bildung eines europäischen Sicherheitssystems, die Zurückziehung aller fremden Truppen — mit Ausnahmen temporärer kleiner Kontingente — aus Deutschland und die Abschaffung von Militärstützpunkten im Ausland. — Auf die Fülle alter Vorschläge Molotows entgegnete Dulles mit einer Aufzählung der wahren Probleme: Wiedervereinigung Deutschlands, das Schicksal der osteuropäischen Staaten, die Lage in Ostasien, die kommunistische Weltverschwörung und Fragen der Abrüstung und der Atomwaffen. — Die Zehnjahresfeier der Vereinigten Nationen in San Francisco fand am Samstag ihren Abschluss mit der feierlichen Verlesung einer Zusammenfassung der an der Tagung gehaltenen Reden durch den Präsidenten van Kleffens.

Regierungskrise in Italien

Die italienische Regierung ist am vergangenen Mittwoch zurückgetreten. Der Präsident der Republik, Giovanni Gronchi, hat den früheren christlich-demokratischen Landwirtschaftsminister, Prof. Antonio Segni, mit der Bildung der neuen Regierung beauftragt.

Russisch-indische Erklärung

Der sowjetische Ministerpräsident Marschall Bulganin und der indische Premierminister Nehru haben zum Abschluss ihrer Besprechungen eine gemeinsame Erklärung unterzeichnet. Die Hauptpunkte sind: 1. Gegenseitige Respektierung der territorialen Integrität des andern. 2. Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des andern aus wirtschaftlichen, politischen oder ideologischen Gründen. 3. Nichtaggression. 4. Gleichheit und gegenseitiger Nutzen und 5. friedliche Koexistenz.

Die Kosten des Kalten Krieges

In Washington hat man ausgerechnet, dass die Sowjetunion, die Satelliten und Rotchina jährlich über 3,5 Milliarden Dollars für Propagandazwecke aufwenden gegenüber den nur 8 Millionen Dollars, die die Vereinigten Staaten zu diesem Zwecke brauchen.

Beschiessung eines amerikanischen Flugzeuges

In Washington wurde bekanntgegeben, dass am Mittwoch ein amerikanisches Marine-Patrouillenflugzeug über den internationalen Gewässern in der Bering-Strasse von sowjetischen Flugzeugen beschossen worden sei und dann auf amerikanisches Gebiet niedergehen konnte. Aussenminister Molotow hat Staatssekretär Dulles persönlich sein Bedauern der Sowjetunion ausgesprochen und sich anerboten, die Hälfte des Schadens zu übernehmen.

Vida Ortgies gestorben

Im Pflegeheim Küsnacht ist im 97. Lebensjahr die älteste Zürcher Kunstmalerin, Vida Ortgies, gestorben. cf

Abgeschlossen Dienstag, 28. Juni 1955

GUTE TEIGWAREN SIND Wenger TEIGWAREN
Mit JUWO-Punkten (gültig auch für AVANTI-Bilder)

ses getraut. Die Hochzeitsreise machten sie nach New Orleans.

Der Bruch mit Anna hatte sein seelisches Gleichgewicht schwer erschüttert. Nach seiner plötzlichen Rückkehr ins Vaterhaus verdüsterten enttäuschte Liebe und verletzter Stolz sein Gemüt. Aber Jacquelines verführerische Schönheit, ihre raffinierte Koketterie waren wie ein köstlicher, berauschender Trunk in sein Leben geflossen und betäubten den Schmerz und die Kränkung. Schon nach kurzem Kampf hatte er aufgehört sich gegen sie zu wehren; war sie doch in so mancher Beziehung das genaue Gegenteil von Anna. Jacqueline stilles, gelassenes Wesen diente, wie er bald merkte, nur als Mäntelchen für eine lodernde, subtil-sinnliche Leidenschaft, die sie beherrschte. Allen guten Vorsätzen zum Trotz hatte er knappe vierzehn Tage später schon um ihre Hand gebeten. Als Antwort auf seine Werbung hatte sie sich bloss an ihn geschmiegt und mit durstigen Lippen seine heissen Küsse erwidert.

In den glückseligen Tagen, die darauf folgten, war Annas Bild zu einem kalten, blutleeren Phantom zusammengeschrumpft, das weder für ihn persönlich noch für die Sache, der er dienen sollte, eine Rolle spielte.

Allmählich erwachte aber Harry aus dem schönen Traum; die rauhe Wirklichkeit stahl sich durch die weichen Vorhänge der Sinnenfreude die ihn seit Wochen umhüllten. Ganz Charleston war in hellem Aufruhr. Allerorts wurde offen erörtert, wann die unvermeidlich gewordene Entscheidung fallen werde.

Der Abend des 12. April kam heran. Jacqueline und Harry hatten sich zeitig zu Bett gelegt; er konnte aber nicht schlafen. Eine seltsame Unruhe hatte ihn erfasst, denn sein Entschluss stand fest: er wollte so bald als möglich nach Washington reisen und Anna entlarven. Er beabsichtigte, sich unmittelbare Beweise ihres verräterischen Tuns zu beschaffen und sie den führenden Kreisen von Richmond vorzulegen. Dann wollte er jene Frau, die ihn und andere so sehr enttäuscht hatte, ein für allemal aus seiner Erinnerung tilgen.

Friedlich schlafend lag Jacqueline neben ihm. Wie fern und fremd sie ihm plötzlich war. Er wälzte sich lange Zeit ruhelos hin und her, bis er endlich todmüde einschlief. Ihm träumte, dass er auf einem windumbrausten, kahlen Berggipfel stünde. Er stemmte sich mit aller Kraft gegen den Sturm; unter seinen Füssen löste sich das Gestein, er verlor den Halt und stürzte in die Tiefe. In seiner Todesangst glaubte er, der Sturz werde kein Ende nehmen. Ihm war, als werde alles, was er bislang erstrebt hatte, mit seinem Leben ausgelöscht. Ein greller Blitz zerriss die dunkle Leere rings um ihn, und ein scharfer Knall wie Donner schlug an sein Ohr.

Er stand in der Mitte des Zimmers, splitternackt in kaltem Schweiss gebadet, und stammelte unverständliche Worte. Dann horchte er zitternd. Vom Hafen her drangen dumpfe Detonationen und brachen sich an den Häusern von Charleston. Auch Jacqueline war aufgewacht und starrte wortlos mit schreckweiten Augen auf Harry. Er warf sich den Schlafrock um die Schultern und stürzte im selben Augenblick ans Fenster, da seine Mutter ins Zimmer gelaufen kam. Wieder ein Blitz. Harry sah über dem Meer draussen die glühend rote Bahn eines Geschosses aufblitzen. Seine Mutter umschlang ihn mit den Armen. Eine zweite Explosion erschütterte das Haus und rüttelte an den Fenstern.

«Wir sind frei. Harry, frei!» rief die Mutter triumphierend. Ihre Augen glänzten. «Der Krieg hat begonnen. Der Süden ist endlich unabhängig! Das Fort Sumter in der Bucht draussen und seine Garnison aus Bundestruppen werden von unseren Streitkräften unter Feuer genommen. Beeil dich, Harry! Zieh dich an!»

Nun wusste er, was ihn aufgeweckt hatte. Dennoch vermochte er den Schreck, den ihm der böse Traum eingejagt hatte, nicht loszuwerden.

«Wie spät ist es, Mutter?» Seine Stimme dünkte ihn selbst wie aus weiter Ferne zu kommen.

«Halb fünf, Liebling. Beeil dich!»

Wenige Minuten später rannten sie zum Hafen hinaus und gesellten sich zu der Schar der Zuschauer, die ehrfürchtig auf das Meer hinausstarrten. Ueberall sassen Leute: auf Mauern, Gittern, Dächern und Veranden. Halb bekleidete Menschen jubelten, tanzten und umarmten einander. Da und dort aber blickte einer düster schweigend in das nächtliche Dunkel hinaus, wo die ersten Granaten des Konfliktes aus den Geschützen der Befestigungen am Ufer gegen das Inselfort Sumter flogen und mit betäubendem Krachen vor den Kasematten barsten.

Der amerikanische Bürgerkrieg hatte begonnen.

Siebentes Kapitel

Der Verräter

Eines Morgens im April jenes aufregenden Jahres 1861 — die Bundestruppen in Fort Sumter hatten bereits kapituliert — liess der inzwischen zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofes ernannte Bates Anna Caroll in sein Büro bitten. Als sie eintrat, reichte er ihr ein Schriftstück und meinte vielsagend: «Ich glaube, er ist bekehrt.»

«Ich verstehe nicht recht . . .»

«Gestern abend hatte ich eine längere Aussprache mit Lincoln», erklärte Bates, «bei der wir das Problem Maryland eingehend erörterten. Nachdem er schon früher Gouverneur Hicks aus Annapolis ein paarmal hatte herüberkommen lassen, ist er nun endlich bereit, die Mitglieder des Parlaments von Maryland verhaften zu lassen, so wie sie zusammentreten. Hier ist der erste Entwurf Ihrer Denkschrift, mit der Sie die Massnahme gerechtfertigt haben. Bitte seien Sie so freundlich, die endgültige Fassung unter Berücksichtigung der paar Aenderungsvorschläge so rasch wie möglich zu formulieren.»

Ihre Augen strahlten. Nun war es so weit! Dafür hatte sie gekämpft, davon hatte sie geträumt.

«Danke für Ihr Vertrauen. Ich werde mich sofort an die Arbeit machen.» Damit verabschiedete sie sich und ging.

Ihre eigenartige und unbehagliche Rolle in der Hauptstadt hatte ihr Kopfzerbrechen verursacht, Sie hatte sich mit Harry zerstritten und erleben müssen, wie ihre Freunde aus dem Süden scharenweise abtrünnig wurden. Unter der Spaltung, zu der es auch innerhalb ihrer eigenen Familie gekommen war, litt sie schwer. Und zu alledem fehlte es ihr schon seit Wochen an einer Aufgabe, die sie innerlich ausfüllte, der sie sich mit ganzem Herzen widmen konnte. Der unsichere Patron Evans war diesmal noch viel plötzlicher als sonst verschwunden. Er hatte ihr lediglich eines Morgens eine kurze Mitteilung geschickt, in der es hiess, er «wolle einige Wochen ausbleiben» und hoffe, ihre «Bekanntschaft bei seiner Rückkehr erneuern zu können».

Noch am Morgen jenes Apriltages war sie, als sie erwachte, niedergeschlagen gewesen. Ihr Leben schien inhaltslos. Sie sah in der Hauptstadt keine Erfolge ihrer Arbeit. Jetzt aber hatte alles ein ganz anderes Gesicht bekommen. Ihr Herz schlug höher, seit sie wieder ein Ziel vor Augen sah. Man brauchte sie. Der Präsident hatte die Richtigkeit ihrer Ansichten, die sie über Maryland geäussert hatte, bestätigt. Nun sollte sie jene Schrift verfassen, die dazu dienen würde, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Mit dankerfülltem Herzen wandte sie sich ihrem Schreibtisch zu und ging an die Arbeit.

In den drei Monaten, die dem Angriff auf Fort Sumter folgten, nahm die Erregung in der Hauptstadt und im ganzen Lande immer mehr zu. Die Re-

Erinnerungen von Nanny von Escher

aufgefunden nach ihrem 100. Geburtstag

Nanny von Eschers Geburtstag jährte sich am 4. Mai zum hundertsten Mal. Wenn die Dichterin auch weit oben am Albis wohnte, so fanden doch viele rat- und hilfesuchende Menschen und grosse Männer den Weg zu ihr. Als bewusste Aristokratin war sie eine Wahrerin bester zürcherischer Tradition und blieb doch bis an ihr Ende dem Gang und den Fragen des modernen Lebens hell aufgeschlossen. Auch den für die Frauensache kämpfenden Frauen war sie eine verständnisvolle Freundin.

Im Gruppenblatt der Frauengruppen der Zürcher Frauenzentrale vom April 1931 fanden wir von ihrer Hand aufgezeichnet «Kurze Notizen über mein Leben». Sie schrieb diese liebenswürdige kleine Selbstbiographie «für die mir liebgewordenen Gruppenfrauen». Wir wollen diesen Kreis heute mit dem Abdruck der Biographie erweitern und sind überzeugt, damit erfreute Leserinnen zu finden.

«Am 4. Mai 1855 wurde ich in Zürich als jüngste Tochter des Obersten Conrad von Escher und der Frau Bertha, geb. von Meiss, geboren. Ich verlebte meine Kindheit im väterlichen Haus an der Wühre. Bevor ich aber zum Bewusstsein meines Ichs erwachte, wurde ich schwerkrank, so dass der Arzt zu meiner Mutter sagte, sie solle Gott danken, wenn das Kindchen sterben könne, es würde doch blödsinnig. Ein Mediziner von heutzutage hätte sich wahrscheinlich schonender ausgedrückt, allein so ganz unrecht hatte der alte Hausarzt doch nicht. Blöde, das heisst schwache Sinne bekam ich mit auf den Lebensweg. Schon vor Jahrzehnten verlor ich Geruch und Geschmack, weshalb Mama oft nekkend erwiderte, wenn ich etwas behaupten wollte:

«Ja, Du mit Deinen 1½ Sinnen!»

Doch ich darf meinem Bericht nicht vorgreifen.

Mit dem Begriff Kindheit verbindet sich für mich der Begriff Krankheit. Ich sehe mich im Bettchen liegen und auf der Decke ausgebreitet Bilderbücher und Helgeli, die meine besonderen Lieblinge waren. Wer bei mir Krankenbesuch machte, brachte ein Bildchen mit, und mit Stolz und Freude darf ich beifügen: ich besitze sie noch alle. Den Arzt hasste ich, seine Freundlichkeit erschien mir Heuchelei.

Als ich schulfähig wurde, begann für mich eine Schreckenszeit. Da ich schwächlich war, fürchtete ich die Mitschülerinnen, die Lehrerin und die Lehrer, obwohl alle gut zu mir waren.

In meiner Eigenschaft als Nesthäkchen wurde ich daheim sehr verwöhnt und oft von meinen Eltern auf Reisen mitgenommen, nach Konstanz, Freiburg i. Br., in den badischen Schwarzwald und nach Augsburg. Eigentümlich war es, dass mich an den fremden Orten die Erinnerung an die historischen Persönlichkeiten am meisten interessierte, in Konstanz Hussens Kerker, in Freiburg Berthold Schwarz und in Augsburg Philippine Welser.

Beim österreichisch-italienischen Krieg im Jahre 1866, als Papa zur Grenzbesetzung ins Münstertal ziehen musste, waren wir Kinder sehr kriegerisch gestimmt. Wir waren stolz auf Papa, auf seinen Burschen, auf die beiden Adjutanten und durften von der Kaserne aus zusehen, wie das Militär auf dem Kasernenplatz (wo jetzt die Anlagen an der Talstrasse sind) vereidigt wurde. Nun gab es für uns fortan nur noch Kriegsnachrichten. Mit Stecknadeln bezeichneten wir auf der Landkarte in Papas Zimmer die Stellung der feindlichen Heere, und gespannt verfolgten wir die Zeitungsberichte. Ich weiss noch, wie wir aufjubelten, als in einer Mitteilung über unsere Truppen zu lesen war:

«von Escher ist ein Schlaufuchs!»

Jedenfalls stand für mich fest, dass ich Soldat würde, wenn ich ein Mann wäre. Einen andern Ehrgeiz kannte ich nicht.

Den tiefsten Eindruck machte mir anno 1867 die Cholera-Epidemie. Da sah ich wirklich den Tod durch die Gassen schleichen. Wegen einer choleraverdächtigen Erkrankung unserer Köchin hatten auch wir den gelben Zettel am Haus, und im Flur waren die grossen Desinfektionskessel aufgestellt. Während dieser unheimlichen Wochen starb mein Vater, nicht an Cholera, sondern an Typhus, den er von einer Inspektionsreise heimbrachte.

Ein Jahr später durfte ich Mama nach Baden-Baden begleiten und nach Strassburg, das damals eine französische Stadt war, in der mir ein Zug Waisenknaben in Miniatur-Uniformen am besten gefiel. Sie waren mir interessanter als das prächtige Münster mit seiner wunderbaren Uhr.

Der deutsch-französische Krieg wirbelte in der Schule viel Staub auf. Mit der Neutralität war es in unserer Klasse nicht weit her. Wir bildeten zwei scharfgetrennte Lager. Natürlich gehörte ich zum französischen; denn die roten Höschen der Strassburgerbuben spukten noch in meinem Kopf. Nach dem Uebertritt der Bourbaki-Armee auf Schweizer Boden ward ein Teil der Internierten auf dem zwischen Schützenhaus und Bahnhof gelegenen, freien Platz (dem sogenannten Viehmarkt) untergebracht Dort besuchten wir allabendlich unsern besondern Liebling, einen hässlichen, kleinen Türco, dem wir Aepfel und Zigaretten schenkten.

In die bewegte Kriegszeit fiel die Hochzeit meiner ältesten Schwester, die als junge Frau in die untere Brandschenke zog, welche zum Gut ihrer Schwiegermutter gehörte, und wo auch Mama als Kind gewohnt hatte, als Grosspapa nach dem Verkauf von Schloss Teufen nach Zürich gekommen war.

Am Palmsonntag 1872 wurde ich konfirmiert. Die Konfirmation als Abschluss der Schuljahre bedeutete für mich eine Befreiung. Bald darauf übersiedelten wir auf den Albis, wo meine Mutter sich als Witwensitz ein Chalet hatte erbauen lassen. Nun lernte ich eine Menge fremder Menschen kennen, deren bunte Schicksale meine jugendliche Phantasie lebhaft erregten. Schon im zweiten Sommer unseres Albis-Aufenthaltes verlobte sich meine andere Schwester und folgte im Frühjahr 1874 ihrem Gatten nach Eisenach. Dort fühlte sie sich jedoch so einsam, dass ich noch vor Jahresschluss hingeschickt wurde, um ihr das Einleben zu erleichtern, was auch gelang. Für die Sommermonate 1875 kehrte ich auf den Albis zurück, aber schon im Spätherbst reisten Mama und ich wieder nach Thüringen, wo wir fast ein Jahr blieben. Nicht nur die Lutherstadt mit der Wartburg lernten wir gründlich kennen, auch die Nachbarresidenzen Weimar und Gotha, sowie die Städte Leipzig und Erfurt.

Um uns für den kalten, thüringschen Winter zu entschädigen, in dem wir so oft Ohren und Nase reiben mussten, damit sie nicht erstarrten, suchten wir uns bei der Heimkehr ein behagliches Quartier am Genfersee. Im darauffolgenden Sommer erkrankte ich an Typhus. Mehrere Wochen schwebte ich in Todesgefahr, und als ich mich nach Monaten endlich ein bisschen erholt hatte, fuhren wir ein zweites Mal nach Veytaux-Chillon, damit ich völlige Genesung finden konnte.

Ganz besonders gern denke ich an den Winter 1879/80 zurück, den wir in Wiesbaden verlebten. Dort war ich ganz zu Hause, denn mein Heimatempfinden hing nicht wie bei meiner Mutter von See und Bergen ab, sondern lediglich von den Menschen. Jeden Monat war ich ein paar Tage in Frankfurt bei einer daselbst verheirateten Zürcherin und sah und hörte viel Schönes in Theater und Konzert. Im Laufe des Jahres 1880 befiel mich auf dem Albis wiederum eine schwere Krankheit, die der Arzt sich nicht erklären wusste, ein völliges Versagen aller Funktionen. Zwei Jahre später muss ich mir in Bern, wo ich bei einer mütterlichen Freundin zu Besuch war, abermals einen Krankheitskeim geholt haben, denn das Elend ging von neuem an, um dann endgültig zu verschwinden.

Von einer kurzen Fahrt nach Mailand, wo Mama und ich schöne Tage verbrachten, glänzt aus der Erinnerung der Dom in der Abendsonne hervor.

Die Stille auf dem Albis, die so stark mit den fremden Städten kontrastierte, veranlasste mich zu dichterischen Versuchen, die immer zahlreicher wurden und mit denen ich schliesslich stolz und glücklich zu einer mütterlichen Freundin nach Wiesbaden fuhr.

Zu Hause hatte ich, da Mama inzwischen erkrankt war, mich ausschliesslich ihrer Pflege zu widmen, und wenn sie zur Stärkung und Zerstreuung für kurze Zeit in Ragaz weilte, auf Rigi-Kaltbad oder am Vierwaldstättersee und im Berner Oberland, durfte ich sie immer zur Pflege begleiten. Ueberhaupt gab es in jenen Jahren an manchem Ort zu pflegen, und ich sass oft an einem Sterbebett. Einmal fragte mich ein Arzt, ob ich eine gelernte Pflegerin sei. Ich verneinte, fügte aber hinzu: «Ich war oft krank und hatte immer gute Aerzte. Da lernt man viel.» «Das höre ich gern», erwiderte der Doktor, liess mich ruhig gewähren und bat sogar nach Wochen, ich solle ihn bei der Behandlung des schwierigen Patienten, dessen Pflege ich nur aus Freundschaft auf Bitten seiner Frau übernommen hatte, nicht im Stich lassen.

Weil Mamas Leiden ernster wurde und ihre Empfindlichkeit sich derart steigerte, dass sie die Nähe eines fremden Menschen nicht mehr ertrug, auch wenn sie ihn nicht zu sehen brauchte, musste ich den Knecht verabschieden, der uns über ein Jahrzehnt treu gedient und in Haus und Garten nach dem Rechten gesehen hatte. Nun lag neben der Sorge um die Kranke auch die Führung des Haushaltes auf meinen Schultern, was ziemlich umständlich war, denn damals gab es auf dem Albis weder Telephon, noch elektrisches Licht, und keine Autos erleichterten den Verkehr. Nur der Botenwagen rasselte zweimal in der Woche über den Berg und brachte das Nötigste aus der Stadt mit. Doch die Stimmung litt nicht darunter. Wenn ich die Treppe kehrte, den Staub in den Zimmern abwischte, kochte oder das Geschirr spülte, immer dichtete ich. Diese Arbeit verhalf mir zur nötigen Konzentration und gab den Rhythmus. So entstand für Weihnachten 1894 mein erstes Bändchen Gedichte. Zu meiner Ueberraschung vermittelte das kleine Buch freundliche Einladungen an den Genfer- und Bodensee. An beiden Orten, in einem alten Schloss bei Nyon und in einem stattlichen Patrizierhaus in Konstanz, genoss ich fröhliche Ferientage. Auch Freunde führte mir der Erstling zu, die ich sonst nie gefunden hätte und die den Reichtum meines Lebens bilden.

Nach und nach vermehrte sich die berufliche Arbeit, und als im Jahre 1908 meine liebe Mutter starb und mich allein zurückliess, war sie mein bester Trost. Schon fünf Jahre nachher hatte ich den Tod meiner Schwester zu beklagen, die, da sie längst verwitwet war, oft meine Einsamkeit geteilt hatte und mir nun sehr fehlte.

Eine erwünschte Zerstreuung bot im Frühjahr 1914 eine Reise nach München. Dann kam der Weltkrieg mit seinen Schrecken und Entbehrungen. Noch bevor er ausgetobt hatte, wurde mir beruflich die grösste Freude zuteil. Im Spätherbst 1916 forderte mich Frau Glättli-Graf, damals Präsidentin der Frauenzentrale, auf, eine Vorlesung aus meinen Werken zu halten. Damit führte sie mich recht eigentlich aus dem Dunkel ans Licht. In rascher Folge wurde ich von allen möglichen Vereinigungen eingeladen. Auch die Bücher erschienen jetzt, eins nach dem andern, so dass ich zum 70. Geburtstag mit vielen Ehrungen bedacht wurde. Ein Jahr später nahm mich ein Freund nach Holland mit. Vom ersten Augenblick an fühlte ich mich in dem fremden Land heimisch, weil viele meiner Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits dort gelebt hatten und die Ueberlieferung nun ihr Recht geltend machte. Der Anblick des Meeres imponierte mir weniger als die grenzenlose Oede der Dünen. In den Städten Amsterdam, Rotterdam, Haarlem, Delft, Leyden und im Haag bewunderte ich die grossartigen Kunstschätze dieses reichen Landes, und heimgekehrt hatte ich Gelegenheit, im Engadin die Kostbarkeiten unserer Natur anzustaunen. Ich fuhr über den Maloja ins Bergell und über den Bernina zur italienischen Grenze.

Im folgenden Sommer war ich wieder in Holland. Auf einem Abstecher nach Belgien bestaunte ich die goldenen Häuser in Brüssel und die Altertümer in Brügge, der toten Stadt. Als ich aber im Sommer 1928 auf dem Gornergrat war, vergass ich über den im Sonnenglanz leuchtenden Walliser Riesen die goldene Pracht von Brüssel.

Den Winter füllten wie immer die Vortragsreisen und die damit verbundenen Vorbereitungen aus. Zu den genussreichsten Stunden zähle ich diejenigen am Katheder, und der liebste Anblick war mir stets meine aufmerksame Zuhörerschaft.

Im Frühjahr 1929 starb meine älteste Schwester. Da fing auch ich zu kränkeln an, und während der fast ein Jahr dauernden Krankheit hatte ich Musse, dankbar über mein Leben nachzusinnen.» —

Am 22. Juli 1932 starb Nanny von Escher. *F.*

Ohne die Frauen könnten wir es nicht machen . . .

25 Jahre Schweizer Heimatwerk

Der Tatsache des 25jährigen Bestehens des Schweizer Heimatwerkes, dieser «Brücke zwischen Stadt und Land», wurde durch eine gehaltvolle Feier im Zürcher Rathaus der gebührende festliche Aspekt gegeben.

Wer wüsste nicht, dass es sich bei dieser Genossenschaft, die sich vornehmlich mit Bergbauernhilfe, Förderung der Selbstversorgung in den Bergdörfern, aber auch mit der Pflege guter Volkskunst befasst, seit je um ein Unternehmen im notwendigen Kampf gegen Verflachung und Kitsch handelt.

Eng mit dem Heimatwerk im Zusammenhang steht das Verkaufsgeschäft des letztern. Vor 25 Jahren befand es sich unter der Grossmünsterterrasse, ein bescheidenes «Lädeli», von 1933 bis 1939 im «Näfenhaus» an der Bahnhofstrasse und seither, zum Begriff geworden, ein ganzes Haus, erwartet es die Kunden an der Uraniabrücke. Die vom Heimatwerk in Auftrag gegebenen und in Verkauf genommenen Gegenstände können denn auch füglich, wie die Sondernummer der Zeitschrift «Heimatwerk» dies sagt, zu den «unvergänglichen Dingen» gezählt werden. Es ist, was eingekauft und zum Kaufe angeboten wird, aus handgesponnenem Leinen, handgesponnener Wolle Gewirktes der verschiedensten Art, es sind echte Spitzen, holzgeschnitzte Spielsachen wie Ställe mit Kühen, liebe Brienzerpuppen in Trächtlein, Krippenfiguren, dann aus dem Onsernonetal stammende Strohkörbe, handgemalte Toggenburger Nähschachteln. Es ist heimeliges Kachelgeschirr, es sind von einheimischen Strahlern gesuchte Kristalle, zu Schmuck verarbeitet, es sind unverwüstlich echte Textilien feinster Art, Möbel, wie sie aus dem Ungeschmack der Vermassung herausgehoben, eine Stube wirklich wohnlich zu gestalten vermögen. All dies können jene, die dazu eine dem inneren Bedürfnis entspringende Beziehung haben, im Schweizer Heimatwerk in Zürich an der Uraniabrücke, im Zweiggeschäft im Gebäude der Nationalbank an der Bahnhofstrasse oder am Verkaufsstand der wirklich schweizerischen Souvenirs draussen im Flughafen Kloten kaufen.

Der Einkauf der vielen Artikel und Gegenstände nun, die für die Zürcher Verkaufsgeschäfte pro Jahr in ihrem Verkauf bis zu einem zwei Millionen umfassenden Umsatz führen, das Kaufmännische in der Hauptsache —, ist Frau Agnes Laur-Bösch, der mit dem Leiter des Schweizer Heimatwerkes, dem verdienstvollen Dr. E. Laur, in 25jähriger Gemeinschaft mitarbeitenden Gattin übertragen. Diese Frau nun führte an der Feier im Zürcher Rathaus im Beisein der Behördevertreter und verschiedener namhafter Gratulanten, der Presse, Mitarbeiter und Freunde des Heimatwerkes, Dr. Laur, aus, sei die Seele des Heimatwerkes. Ohne sie hätte er es nicht machen können. Frau Dr. Laur selbst nun, die wir am Tage darauf, da die St. Galler Vereinigung für ländliche Heimarbeit in der Heimatwerkschule in Richterswil ebenfalls das 25jährige Jubiläum des Bestehens feierte, näher kennenlernen konnten, ist eine aufgeschlossen lebendige, mit Idealismus und Wirklichkeitssinn begabte Frau, echt, natürlich, arbeitsfreudig, lebensbejahend.

Nicht vergessen dürfen wir den Dank, den Dr. Laur den Leiterinnen der in 18 in verschiedenen Schweizer Städten bestehenden Tochterunternehmen des Schweizer Heimatwerkes, der kantonalen Heimatwerke, gegenüber aussprach.

Noch einmal mehr begegneten wir einem ordentlichen Mass wohldurchdachten fraulichen Planens

---

gierung, selbst uneinig, repräsentierte einen ebenso uneinigen, von Korruption verseuchten, apathischen und schwerfälligen Norden. Sie beriet nur immerzu, wie sie eine Situation meistern sollte, die nicht mehr zu meistern war. Als am 4. Juli der neue Kongress zu einer Sondersitzung zusammentrat, brach der Sturm los. Senatoren, Abgeordnete und Bürger, die zitternd und hoffend darum gebetet hatten, dass durch irgend einen Kompromiss, Handel oder Erlass das drohende Blutbad verhindert werden möge, sahen zu ihrem Entsetzen, dass sie sich bereits mitten in einem Krieg befanden. Den abgefallenen Unionsstaaten gesellten sich nun Virginia, Nord-Karolina und Tennessee zu.

Heer und Flotte waren beinahe in Auflösung, da die tüchtigsten Offiziere scharenweise ihren Abschied einreichten und nach Süden eilten, um für ihre Heimatstaaten zu kämpfen, statt für die Union.

Der einzige Südstaatler, der mit unerschütterlicher Treue an der Sache der Union festhielt, war John Breckinridge, ein Senator aus Kentucky, der nun als letzter Vertreter des Südens mutterseelenallein inmitten der schwarzdrapierten Sitze seiner abgefallenen Amtskollegen sass. Er war die einzige Säule, an die sich Anna noch klammern konnte. Sie hoffte, die aufrechte Haltung dieses Mannes werde dem Yankee-Klüngel um Lincoln beweisen, dass es zumindest hier noch einen vornehmen Südstaatler gab, der wie sie selbst die Treue zu halten wusste, ohne deshalb seine Ueberzeugungen zu opfern. Er hatte den Mut, seinen Sitz im Senat einzunehmen, obwohl er von Senatoren aus dem Norden verdächtigt, geschmitten oder bestenfalls mit eisiger Höflichkeit behandelt wurde. Anna hing mit blindem Vertrauen an ihm.

Da kam der 21. Juli heran. Der Norden war mit einer eilig in Washington aufgestellten Armee von 30 000 Mann gegen eine gleich grosse Streitmacht der Konföderierten zu Felde gezogen und am Ende einer aufregenden, stürmischen Woche hinter der Schlucht des Bull Run-Flusses im nördlichen Virginia vernichtend geschlagen worden. Scharen staubbedeckter, erschöpfter, blutbesudelter Offiziere und Mannschaften, die in regelloser Flucht zurückfluteten, füllten die Hauptstadt. Die Niederlage war der zweite schwere Schlag für Anna. Den ersten hatte sie schon zu Beginn der Woche erlitten. Sie war, als sie an einem glühend heissen Sommertag an Shillingtons Buchhandlung vorbeiging, Senator Wade in die Arme gelaufen, als er, hochrot im Gesicht und in merklicher Eile, aus dem Laden trat. «Ihr Freund Breckinridge spricht in einer halben Stunde im Senat», hatte er ihr, ohne stehenzubleiben, fast unhöflich zugerufen. «Wenn Sie sich beeilen, können Sie ihn noch hören. Es wird wahrscheinlich hart auf hart gehen.»

Mit diesen Worten stürmte er davon. Anna, die vorgehabt hatte, nach Hause zu gehen und in ihrem verhältnismässig kühlen Zimmer zu arbeiten, änderte ihren Entschluss, als sie Wade so eilig um die Ecke verschwinden sah. Sie nahm ihre Pressekarte aus dem Moirehandtäschchen und begab sich auf die Galerie des Senats.

Schon vor Beginn der Rede ihres Freundes Breckinridge fühlte sie, dass Unheil in der Luft lag. Es war schwer für sie gewesen, ihn, dem die Volksvertreter des Nordens schon längst nicht mehr trauten, gegen seine radikalen Widersacher zu verteidigen. Sie hatte sich ehrlich bemüht, die Meinung der anderen Senatoren über ihn zu ändern. Als er aber zu sprechen anhob, merkte sie mit Entsetzen, dass dieser Mann, dem sie bedingungslos ergeben war und den sie wie einen Bruder liebte, einen ungeheuerlichen Treuebruch beging. Schon mit seinen ersten Worten griff er den Präsidenten und die gesamte Nation so scharf an, dass Anna vor Wut erblasste.

«Der Präsident», rief er aus — seine Worte peitschten wie Kugeln durch den Raum —, «führt einen verfassungswidrigen Eroberungskrieg gegen die Südstaaten, um sie zu unterjochen. Er hat Heer und Flotte verstärkt, die Miliz einberufen, Privatpersonen unter Missachtung der verfassungsmässigen Grundrechte ohne Haftbefehl festnehmen, ihre Häuser durchsuchen und persönliche Dokumente sowie Vermögenswerte beschlagnahmen lassen. Nun hat er noch in einer Rede in Baltimore behauptet, es gebe keinen Staat Maryland mehr. Derartige Dinge hat man zu allen Zeiten nie anders bezeichnet als nackten Despotismus!»

Anna konnte den Blick keine Sekunde von ihm abwenden. Sie lauschte wie gebannt der Flut empörender persönlicher Angriffe gegen den Präsidenten, die sich über die Lippen des Redners ergoss.

Als Breckinridge wenige Tage später seine flammenden Angriffe gar noch in Annas Vaterstadt Baltimore wiederholte, als wollte er nicht den geringsten Zweifel über seine Ansichten lassen, zerstörte er damit auch die letzten Brücken, die Anna noch mit dem Süden verbanden.

Zwei Tage lang brütete sie, durch Breckinridges Verrat wie betäubt in ihrem Zimmer über ihrer Brief- und Dokumentensammlung. Post häufte sich unbeantwortet auf ihrem Schreibtisch. Sie fürchtete den Angriff, den sie gegen diesen Mann richten zu müssen glaubte, und überlegte, mit welchen Mitteln und Methoden sie ihn führen sollte. Sie kämpfte gegen den Rest ihrer Illusionen an, mit denen sie sich in der letzten Zeit zu täuschen versucht hatte. Nach den schweren Schlägen, die sie erlitten, nach der Enttäuschung über die Wahl Lincolns, nach ihrer Trennung von Harry, nach der Abkehr so vieler Bekannter von der Sache der Union machte der Treuebruch ihres Freundes Breckinridge, der nun auch die Union im Stich gelassen hatte, das Mass ihres Leidensbechers voll. Alle diese erschütternden Erlebnisse erfüllten ihr Herz mit kalter, berechnender Wut.

Am Abend des dritten Tages war ihr Entschluss gefasst.

Sie trat an den Schrank, in dem sie ihre Schriftstücke verwahrte, darunter auch vertrauliche Briefe, welche die Gouverneure der Südstaaten vor Jahrzehnten miteinander gewechselt hatten. Diese Dokumente waren von einem jungen Journalisten aus New Orleans namens Laroche Talbot aufgespürt und sichergestellt worden. Allerdings hatte er dafür mit seinem Leben bezahlt, denn drei Wochen später war er, das Gesicht von Schrotkugeln zerfetzt, in einer Nebenstrasse von New Orleans tot aufgefunden worden.

Mehrere Tage lang schrieb sie sich, immer wieder ändernd, streichend und ergänzend, ihre Empörung von der Seele und verarbeitete alle ihr verfügbaren aufsehenerregenden Tatsachen über Breckinridge und seine Mitverschwörer in ihrem Artikel.

«Schon im Jahre 1831», schrieb sie, «wurden in den Baumwollstaaten des Südens insgeheim energische Versuche unternommen, die Union zu sprengen. Am 7. Mai 1849 fand in Jackson, Mississippi, auf Betreiben Calhouns, des damaligen Hauptverschwörers, eine Besprechung statt, bei der formell die Sezessionspartei gegründet wurde, damit beim nächsten Anlass, den die Bundesregierung als Vorwand liefern würde, eine Konföderation der Südstaaten geschaffen werden könne. Damals wurde bereits jenes Programm festgelegt, an das sich jetzt die Verschwörer genauestens halten . . . Ich weiss aus dem Munde eines Senators, der selbst dabei war», schrieb Anna weiter, «dass Breckinridge an den Beratungen der Verschwörer teilnahm und sie kraft seiner hohen Stellung als Vizepräsident billigte und förderte . . . Es ist eine gröbliche Unterschätzung der Intelligenz unseres Volkes, wenn Herr Breckinridge glaubt, behaupten zu können, der Präsident habe

und Wirkens, Vermittelns und Helfens, als wir den Bericht hörten, den an der Feier in Zürich Frau Dr. H. Birnstiel, Saanen, über die Hauswebereи im Saanenland erstattete.

Und gleich ein drittes Mal sagten Männer den Frauen für ihr Wirken, ohne das die Sache nicht geschafft worden wäre, Dank. Dies war anlässlich der erwähnten kleinen Jubiläumsfeier in der «Mühle» in Richterswil. Da war es der initiative Präsident der Vereinigung für ländliche Heimarbeit im Kanton St. Gallen, Oberförster Tanner, der Frl. Hanni Pestalozzi, Wil, dieser unermüdlichen Pionierin und Schafferin auf dem Gebiete bäuerlichen Frauenschaffens seinen Dank aussprach. Hier möchten wir einflechten, dass die Bezeichnung «Heimatwerk» im St. Gallerland zuerst angewandt und dann von Zürich übernommen wurde, ferner, dass die St. Galler Bäuerinnen als ganz besonders fortschrittlich bezeichnet werden müssen. Einmal ging also noch während des Krieges die vielen wohlbekannte Hanni Pestalozzi von Hof zu Hof, bis hinauf nach Weisstannen, nach Mädris, um Webstühle zu suchen. Das Weben wurde wieder aufgenommen. Manche Webstühle mussten aber zuerst geflickt werden. Diese Feststellung rief der Durchführung von Holzbearbeitungskursen in den Bergdörfern nah und fern. Wussten wir, dass es allein im Kanton St. Gallen zirka 80 Bäuerinnengruppen- und -Vereinigungen gibt, dass die kantonale bäuerliche Betriebsberatungsstelle, die von Frl. Pestalozzi geleitet wird, die erste und bisher einzige in der Schweiz ist? Und, blättern wir im Jahresbericht 1954 der genannten Vereinigung, so stossen wir auf Zahlen wie die folgenden: 4 Kurse in Flicken und Weissnähen wurden durchgeführt, 37 in Umändern und Flicken von Frauenkleidern, 19 für Knaben- und Männerhosen, 7 für Bettzeugpflege. Schauen wir aber weiter zurück in die 25 Jahre dieses aus knappsten Mitteln lebenden, rührigen Zusammenschlusses, so vernehmen wir, dass von 1930 bis 1939 46 Kurse mit 696, von 1940 bis 1946 182 Kurse mit 2070, und von 1947 bis 1952 120 Kurse mit 1314 Teilnehmerinnen in Nähen, Flicken, Gemüse-, Beeren- und Obstbau durchgeführt wurden, wobei aber auch dem Wesen bäuerlicher Kultur die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Viel Mut und zahlreiche Anregungen gab seinerzeit allen jenen, die die Notwendigkeit, etwas zu unternehmen, erfasst hatten und zur Tat schreiten wollten, die SAFFA mit der Kraft ihrer Geschlossenheit, der Vielfalt des Gezeigten, dem Ergebnis ihres Erfolges.

Wir sind noch nicht zu Ende. Das Schweizer Heimatwerk unterhält in Brugg eine Webschule und in Richterswil in der Heimatwerkschule eine Stätte, wo junge Bauern schreinern lernen können. Als neues Vorhaben des Heimatwerks gilt nun der Ankauf der sogenannten «Oberen Mühle», um die Webschule aus Brugg nach Richterswil nehmen zu können. Jedenfalls haben bis jetzt insgesamt 2138 junge Bauern Dorfkurse in Holzbearbeitung und 642 die Kurse in der Heimatwerkschule selbst besucht. Da werden Geräte neu angefertigt oder es wird ihre Ausbesserung erlernt. Da werden Türen gezimmert und Wiegen, Tische, Möbel verschiedener Art hergestellt. Die Teilnehmer lernen auch Maurerarbeiten ausführen, und natürlich wird auch das Kulturelle gepflegt. So liess uns denn der Hausvater F. Wezel, der früher mit seiner Gattin das Kinderdorf Pestalozzi leitete, nicht nur Einblick in die Räume, die Stuben, Kammern und Werkstätten der Heimatwerkschule tun, sondern er gab uns — zwischen dem Erzählten hindurch — eine gute Ueberschau auch über das, was «sonst noch» den Bauern aus den Bergdörfern mitgegeben werden kann. Aber nun haben wir es noch einmal vernommen, aus tiefer Dankbarkeit heraus gesprochen, als Herr Wezel die Mitarbeit seiner Frau erwähnte, die Tatsache nämlich: dass es ohne diese Mitarbeit gar nicht möglich wäre, dem Haus in dieser Weise vorzustehen, ihm die Atmosphäre zu geben, die man jene des Heims, die wohnliche, nennt, wenn nicht die Frau als getreue Helferin mit in der Gemeinschaft des Wirkens stehen würde.

Bücher in die Ferien

Der schweizerische Knigge, von Adolf Guggenbühl. Ein Brevier für zeitgemässe Umgangsformen. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich. 157 Seiten. Kartoniert Fr. 5.40.

Wirklich hübsch sieht er aus in seinem goldenen Umschlag, der neu bearbeitete schweizerische Knigge. Sinnvoll hat der Autor aus der Fülle überlieferter Umgangsformen eine kleine Anzahl ausgewählt, sozusagen eine eiserne Ration. Da liest man zum Beispiel vom Grüssen, vom Vorstellen, von Umgangsformen bei Besuchen, bei Einladungen, bei geselligen Anlässen. Durchaus nicht überflüssig ist ein neu eingeschobener kleiner Autoknigge für Fahrer und Fahrgast. Guggenbühls Brevier liest sich leicht und angenehm. Es ist kurzweilig, zum Teil in neckischem Ton geschrieben. An einigen Stellen geht der Autor auf Ursprung und Sinn von Umgangsformen ein. Besonders begrüssenswert ist der Abschnitt «Höflichkeit in der Familie», soll es doch Schweizer geben, die meinen, Höflichkeit sei nur ein Firnis für die Front nach aussen!

Guggenbühl nimmt sein Brevier nicht übertrieben ernst. «Die Höflichkeit macht die Welt nicht besser, aber angenehmer», meint er. Auf junge Leser wirkt es sicher gut, dass der Autor die Umgangsformen als Gebot der Lebenskluheit fast leichthin ausbreitet. Im Grunde geht es um mehr. Höflichkeit erfordert aufmerksame Beachtung des Mitmenschen, und das ist immerhin der erste Schritt zur Rücksichtnahme. Emilie Bosshart

Gestaltwerdung des inneren Menschen, von Eduard Ruefenacht, Rascher Verlag, Zürich.

Wie seine Schrift über «Mensch und Kunst» gilt auch dieses neue Werk «der Besinnung, wie der Mensch zum Menschen wird». Der Verfasser legt den Hauptwert auf die bewussten und gewollten Umgestaltungen, die durch den seelischen Kampf, also durch Einwirkung von Erziehung und Selbstbesinnung auf Grund psychologischer, kunstpsychologischer, kulturgeschichtlicher und metaphysischer Erkenntnisse zustandekommen. Verläuft das seelische Geschehen nach bestimmten Gesetzen, dann gäbe es keine Form des seelischen Kampfes, die nicht überwindbar wäre, und es müsste gelingen, sich von «irgendeinem Erlebnis der Hingabe entzünden zu lassen, es auszuschöpfen, damit die kommenden Erlebnisse immer weiter und tiefer um sich greifen können, bis alles überhaupt Erlebbare schliesslich als ein Segen sich zu wenden vermag». Zu diesem Behuf verarbeitet der Verfasser uralte und neuere Wahrheiten und Weisheiten über die Bedeutung von Farbe, Ton, Zahl und Baulinie, von Kunst und Kultur, von Raum und Zeit, von den Gezeiten des Jahres und des Menschenlebens, kurzum, alle jene Erkenntnisse und Gedankengänge, mit denen im Laufe der Jahrhunderte viele bedeutende Geister zur glückhaften inneren Gestaltwerdung des Menschen rangen. Des Verfassers wenig ermutigende Worte über das Leben an sich: «Auf alle Fälle ist das Leben nicht angelegt auf Sicherung und Rücksicherung, es bleibt, wenn es lebendig gelebt wird, ein Wagnis», erinnern an die farbenfrohe Formulierung Gertrud Bäumers: «... die ganze bunte und phantastische Welt der ritterlichen Abenteuer, die Ungeheuer, Zauberer und Riesen, die finsteren Wälder, das wilde Meer und die brennende Wüste, sie sind alle nur Symbole für die Fahrt des hochgesinnten Mannes durch das tausendfach bedrohte Leben». Lebenstüchtigkeit und heldischen Mut braucht es also für diese wunderbar-gefährliche Fahrt, und demnach muss sich eine Lehre von der Gestaltwerdung des inneren Menschen vor allem auch um die Ausbildung dieses Rüstzeuges kümmern. Dr. D. v. S.

Die Lockett-Kinder auf dem Kriegspfad. Ein Buch für Buben und Mädchen, von Mary E. Atkinson, Albert Müller Verlag AG, Rüschlikon-Zürich.

Die Lockett-Kinder sind schon längst keine Unbekannten mehr. Oliver, Jan und Bill stellten sich schon mit ihrer Unternehmungs- und Abenteuerlust in den früher erschienenen Büchern «Die Lockett-Kinder», «Frickas Pony» und die «Vier von der Insel» vor. In dem neuen Buch fahren sie brav und ungern in die Ferien zu zwei wohlerzogenen englischen Mädchen und einer strengen französischen Gouvernante. Dass das nicht gut gehen kann, ist klar, zumal dort oben nahe dem Ferienhaus vier wilde Rangen mit ihrer Mutter in einem Zelt hausen. Was da alles passiert: ja, sogar der Raub eines Buben durch die Vier, dann als Rache der Ueberfall auf eine Höhle, und noch vieles Spannende und Atemberaubende bis zum Schluss. Dieses mit soviel Frische, Humor und Gutherzigkeit geschriebene Buch gefällt bestimmt jedem Buben- und Mädchenherz. D. v. S.

Vergiftete Kinder

Um der unheimlichen Gefahr, welche schlechte Jugendlektüre bedeutet, zu wehren, setzt sich offensichtlich die nun im 28. Jahrgang erscheinende Jugendzeitschrift «Der Spatz» zum Ziel. Aus den unterhaltsamen und interessanten Geschichten aller ihrer Ausgaben strahlen da gemütbildende Kräfte auf die jungen Leser aus. Dabei fehlt es in diesen Nummern auch nicht an Humor. Er ist, im Unterschied zu dem Nervös-Lächerlichen zum Beispiel der «Comic-books», durchwegs frisch und natürlich.

Wer seine Kinder vor zersetzenden Einflüssen bewahren und ihnen gute Jugendliteratur vermitteln will, schenkt ihnen ein Abonnement auf den farbig illustrierten «Spatz». Er ist zu 4.80 Franken zu beziehen von der Art. Institut Orell Füssli AG., Postfach Zürich 22.

Drei Tierbücher

Liebesbriefe um arabische Pferde, von Ursula Gutmann, Albert Müller Verlag AG, Rüschlikon ZH.

Dass man Tiere gern hat, das können immerhin ziemlich viele Menschen verstehen, dass man sie wirklich lieben, mit ihnen in ein persönliches Verhältnis treten kann, verstehen sehr viele schon bedeutend weniger, und dass man ihnen Liebesbriefe schreibt, das werden die meisten für gelinde verrückt halten. Aber es ist nun schon so, dass für den Menschen das Zusammenleben vor allem mit Pferd, Hund, Katze eben zu einem persönlichen Verhältnis führt, und dass dabei das Gefühl des Vertrauens, des Zusammengehörens zu einer starken Zuneigung und Anhänglichkeit, ja zu einem Gefühl der Liebe wird ist nur natürlich. Ursula Gutmann versteht es, die oft so herzlichen, kameradschaftlichen Beziehungen des Pferdefreundes, seine Erlebnisse und Erfahrungen mit dem treuen Kamerad in diesen direkten Apostrophierungen des Tieres durch den Menschen uns nahe bringen. Jeden Pferdefreund werden auch die prachtvollen Bilder aus dem weiland königlichen Württembergischen Gestüt in Weil entzücken, dessen Stammvater der junge Hengst Nasir aus Arabien vor 25 Jahren dorthin gebracht worden ist und dessen Nachkommenschaft dasselbe berühmt gemacht hat.

Portiunkula von Thora von Brockdorf, im Ernst Reinhardt Verlag, München-Basel.

«Seltsame Erlebnisse mit Tieren und Menschen» nennt die Verfasserin dieses Erleben mit und von Tieren. Wenn es noch Menschen geben sollte, die dem höhergearteten Tier eine Seele — eine Tierseele, oder das Gefühl für Recht und Unrecht, für Liebe oder Abneigung, für Treue oder Verrat absprechen sollten, so müssen sie dieses entzückende Buch lesen. Die Verfasserin erlebt durch ihre Einfühlungskraft die wundersamsten Dinge mit Tieren. Nicht nur mit zivilisierten Haustieren, nein, mit ganz andern Geschöpfen aus dem Garten Eden: mit einem Murmeltier, einem entzückenden jungen Pinguin der sich aus Südafrika an die italienische Küste verirrt, und in die schöne Signora sofort sterblich verliebt hat. Dann der Shakal, die Waschbären, Rocco, der Gebirgswolf, der den Dienst eines Herdenhundes übernommen hatte, und noch viel anderes mehr. Aus jeder einzelnen, übrigens von Erich Hölle mit sehr hübschen Federzeichnungen illustrierten Erzählung schlägt einem das seltsam warme Verständnis der Verfasserin für das Tier, seine Eigenart, seine Bedürfnisse entgegen. So kann nur ein Mensch der es liebt, das Tier verstehen, und dadurch führen. Nicht nur liebt als Zeitvertreib, sondern liebt mit jener feinen Einfühlung, die nicht nur der Mitmensch braucht, um sich uns zu erschliessen, sondern auch das Tier in seiner Eigenart.

Das Tier im Machtbereich des Menschen. Antworten auf viele Fragen — von Julie Schlosser, im Ernst Reinhardt Verlag, München-Basel.

Die Verfasserin geht von der psychologischen Seite her an das Verhältnis «Mensch - Tier», nachdem sie zuerst auch die Stellung des Tieres in der abendländischen Kultur beleuchtet hat; die Leistungen des Tieres für den Menschen im Ablauf der Jahrtausende und sein dadurch bedingtes Verhältnis zum Menschen. Sie berührt das Erwachen eines Verantwortungsgefühls gegenüber dem Tier, das nicht nur aus Nützlichkeitsgründen zusammengesetzt ist und dann, in England zuerst, zum Tierschutz geführt hat.

Sie gibt Winke zur Weckung der Achtung und Liebe zum Tier schon in früher Jugend und ist der festen Ueberzeugung, dass eine reine Menschengüte unzertrennbar ist von der Achtung und der Fürsorge für das Tier. Sie erinnert an Albert Schweitzer mit seiner Achtung, seiner Fürsorge für alles was an Tierleben und Tierproblemen der Urwald ihm bringt. Und wir gedenken der so tief in dieses Problem, vom biblischen Standpunkt aus eindringenden kleinen Schrift Professor Max Hubers «Mensch und Tier», in welcher auch dieser Kämpfer für die leidende Menschheit das Tier in die Fürsorge und Bewahrung durch den Menschen hineingestellt wissen möchte.

Für die Hinduisten und Buddhisten ist die Güte für alles Lebendige eine Selbstverständlichkeit, die Tiere haben im Leben des Buddha eine Rolle gespielt, die Tiere liebten ihn, und waren um ihn bei seinem Tod. Diese Auffassung beweist, dass überall da wo das Tier geliebt, gepflegt, beschützt wird, ein verstehendes Verhältnis zwischen Mensch und Tier entsteht, aus dem heraus für beide Teile eine Art Freude und Beglückung entsteht, die mit nichts anderem vergleichbar ist.

An diesen drei Tierbüchern werden alle Tierfreunde grosse Freude haben, und in diesem letzterwähnten manchen wertvollen Hinweis finden zur tierpsychologischen Behandlung der ihnen anvertrauten, und ihnen im Vertrauen zugetanen Kreatur. El. St.

Interessiert Sie das?

Bemerkenswerte Einzelheiten aus dem Geschäftsbericht 1954 der Schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung

Im schweizerischen Gastgewerbe sind etwas mehr als zwei Milliarden Franken investiert; es bestehen 6650 Hotels, Pensionen, Sanatorien und Kuranstalten mit insgesamt 182 500 Gastbetten.

Die Zahl der Camping-Touristen nimmt stetig zu. Die rund 100 Zeltplätze des Touringclub der Schweiz meldeten pro 1954 eine Frequenz von 136 140 Personen mit 236 683 Uebernachtungen, was trotz der wenig günstigen Witterung des letzten Sommers einer Zunahme von mehr als 50 Prozent gegenüber 1953 entspricht.

Im Jahr 1954 waren fast genau gleich viel Logiernächte von ausländischen wie von inländischen Gästen zu verzeichnen, und zwar je 11,3 Millionen. Das war bisher nur einmal, im Jahre 1937, der Fall gewesen, doch sind seither die Frequenzen um zirka 40 Prozent gestiegen.

Mit 2 424 078 Uebernachtungen standen im Jahre 1954 die Deutschen an der Spitze unserer ausländischen Gäste, gefolgt von den Briten und Iren mit 2 076 905 und den Franzosen mit 1 967 082 Logiernächten.

Um im Ausland für die Schweiz als Reiseland zu werben, hat die Schweizerische Zentrale für Verkehrsförderung im Jahre 1954 nicht weniger als 6,5 Millionen Exemplare, Prospekte, Broschüren, Plakate und andere Imprimate verteilt. Zur Spedition waren 2516 Kisten, 1627 Postpakete und 9020 Drucksachencollis im Gesamtgewicht von 230 Tonnen nötig.

Die im Auftrag der SZV gedrehten Werbe- und Kulturfilme sind nicht nur beim breiten Reisepublikum im Ausland sehr beliebt, sondern finden auch bei Film-Kongressen und -Festivals starke Beachtung. So ist zum Beispiel der Streifen «La Suisse Pittoresque» in Paris beim «Festival du film documentaire des Peuples Latins» mit dem Grand Prix ausgezeichnet worden.

den Krieg gegen den Süden vom Zaun gebrochen! Die angeführten Tatsachen beweisen jenseits aller Zweifel, dass nicht, wie behauptet wird, der Präsident, sondern jene Verräter für den Ausbruch dieses Krieges verantwortlich sind, der nun unsere Regierung zu stürzen droht und unsere nationale Existenz gefährdet.»

Zum Schluss erinnerte Anna daran, dass die Regierung das Recht habe, im Kriegsfall Notstandsmassnahmen zu ergreifen, ein Recht, auf das Buchanan, wie sie meinte, schon fast verzichtet habe.

Endlich, am Morgen des vierten Tages, war der Artikel fertig. Sie las ihn noch einmal durch und setzte den Schlusspunkt ihrer Arbeit, indem sie ihre daruntergesetzten Namen durchstrich. «Möge der Inhalt für sie sprechen», sagte sie laut.

Dann badete sie, ass das Frühstück, das ihr Frau Prescott ins Zimmer geschickt hatte, und fuhr in die Druckerei. Dort gab sie den Auftrag, den Artikel in tausend Exemplaren auf ihre eigenen Kosten herzustellen. Darauf fuhr sie heim, legte sich nieder und schlief vierzehn Stunden, ohne aufzuwachen.

Die fertigen, noch von Druckerschwärze riechenden Flugblätter lagen vor ihr. Schwarz auf weiss, in scharfen Lettern, stand in ihrer «Antwort an Breckinridge» alles genau so da, wie sie es niedergeschrieben und beabsichtigt hatte. Sie liess die Schrift noch am selben Tag durch einen Zustelldienst einer Reihe von Regierungsämtern übermitteln, darunter der Kanzlei des Präsidenten im Weissen Haus, verschiedenen Verlegern, Redakteuren und der Nachrichtenagentur «Associated Press». Dann legte sie die Hände in den Schoss und wartete.

Lange brauchte sie allerdings nicht zu warten, denn schon am nächsten Morgen erschien Bates erregt an ihrer Tür, eines ihrer Flugblätter in der Hand. Er grüsste nur kurz, trat ein und setzte sich nicht einmal nieder.

«Sagen Sie mir eines, Fräulein Carroll», begann er streng. «Haben Sie das geschrieben?»

Ihr Herzschlag stockte. Hatte sie mit ihrem Artikel vielleicht irgend eine furchtbare Wirkung ausgelöst die nicht vorauszusehen gewesen war? «Ja», stammelte sie. «Ich wollte doch nur . . . Ist etwas nicht in Ordnung?»

«Nicht in Ordnung?» rief Bates aus, warf das Flugblatt auf den Tisch und umarmte sie. «Der Artikel ist grossartig. Sie haben Breckinridge zermalmt, buchstäblich zermalmt! Aber warum haben Sie, um Himmels willen, nicht Ihren Namen daruntergesetzt?»

Sie war von dieser eruptiven Zustimmung so überwältigt, dass sie im Augenblick kein Wort über die Lippen brachte.

«Der Name stand schon darunter, aber . . . dann strich ich ihn wieder aus.»

«Das war der grösste Unsinn, Fräulein Carroll! Sämtliche Minister wollen wissen, wer den Aufsatz verfasst hat.»

Sie war vor Freude und Aufregung ganz benommen.

«Hat er ihn gelesen?»

«Lincoln? Selbstverständlich. Das Flugblatt lag am Morgen auf seinem Schreibtisch und er sagte alle Besprechungen ab, um es genau studieren zu können. Nachdem er eine ganze Stunde darüber gebrütet hatte, wollte er unbedingt erfahren, wer der Verfasser sei. Als ich Cameron gegenüber erwähnte, dass ich Sie dahinter vermute, schickte mich der Präsident her um die ‚Täterin' zu holen. Er will Sie sofort sprechen.»

«Jetzt gleich?»

«Ja, jetzt gleich», bestätigte Bates lächelnd und liess sich, erleichtert seufzend, auf dem nächsten Sessel nieder.

«Sie haben keine Ahnung, was sich alles abgespielt hat», fuhr er fort. «Vielleicht war es sogar gut, dass Sie anonym blieben. Der Aufsatz wirkte wie eine Bombe. Zwar hat die Presse Breckinridge schon früher bearbeitet, aber das hier gibt ihm den Rest. Jetzt verraten Sie mir aber: woher haben Sie diese Briefe und Einzelheiten, die nicht einmal mir bekannt waren? Stammen sie aus jenem Briefwechsel, von dem uns Wade erzählt hat?»

Sie nickte nur und eilte in ihr Schlafzimmer. «Bitte, gedulden Sie sich fünf Minuten», rief sie ihm über die Schulter zu, «ich muss meine unmögliche Frisur in Ordnung bringen.»

Ein paar Minuten später kam sie wieder zum Vorschein, nett frisiert und strahlend, ein blaues Cape um die Schultern, ein keckes, blau-weisses Hütchen auf dem blonden Kopf. Sie bestiegen sofort den Wagen. Bates, sonst ein ernster, zurückhaltender Herr, plauderte ohne Unterlass und rutschte auf seinem Sitz aufgeregt hin und her.

«Sie hätten den Zeitpunkt nicht günstiger wählen können», betonte er mehr als einmal. «Es werden stürmisch weitere Exemplare verlangt, und man rauft sich um die wenigen, die vorhanden sind. Sie gehen wie kostbare Konterbande von Hand zu Hand. Anfangs hatte ich keine Ahnung, wer den Aufsatz verfasst haben könnte, dann aber fielen mir einige Ihrer Leibphrasen auf. Als ich schliesslich die hämmernde Wiederholung des Wortes ‚Verräter' las — er lachte grimmig —, «waren meine letzten Zweifel behoben, denn nur unter diesem Namen hörte ich Sie immer von Ihren Freunden im Süden sprechen.»

Lincoln sass auf einem uralten Drehstuhl bei seinem langen schwarzen Schreibtisch. Als er die zwei eintreten sah, erhob er sich und blickte fragend von Bates zu Anna.

«Herr Präsident», begann Bates, nachdem er sich einige Sekunden an Lincolns Verwunderung geweidet hatte, «die Suche, mit der Sie mich beauftragten, ist beendet. Hier steht die Verfasserin der ‚Antwort an Breckinridge'. Sie bekennt sich schuldig, und ich habe sie gleich mitgebracht.»

Obwohl Lincoln sichtlich bemüht war, sich nichts anmerken zu lassen, verriet das belustigte Blitzen seiner Augen, wie sehr ihn die Eröffnung überraschte. Er zog einen rosshaargepolsterten Schaukelstuhl näher und sagte ruhig: «Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein Carroll.»

Ein kurzes verlegenes Schweigen folgte. Lincolns Finger spielten zerstreut mit dem Flugblatt auf seinem Tisch. Schliesslich fragte er, als ob er eine Bestätigung der Worte Bates' hören wollte: «Haben Sie das wirklich geschrieben, Fräulein Carroll?»

«Ja, Herr Präsident. Das Schriftstück ist auch eine Rechtfertigung für mich. Ich wusste, dass Breckinridge im Jahre neunundvierzig bei der Gründung der Sezessionspartei dabei war. Sein ganzes Verhalten deutete aber darauf hin, dass er vermitteln und das Aergste verhüten wollte, und ich war überzeugt, dass er ein ehrlicher Anhänger der Union sei.

Nun beurteile ich seinen Charakter ganz anders.»

«Sie haben ihn in Grund und Boden gebohrt», fiel ihr Lincoln ins Wort. «Woher haben Sie aber die Tatsachen über ihn?»

Sie erzählte kurz von dem Journalisten Talbot und den Briefen von ihrer Verbindung mit Jefferson Davis sowie von ihrer jahrelangen Beobachtung der Verschwörer. Er betrachtete sie schweigend und fuhr sich von Zeit zu Zeit nachdenklich durch das schwarze derbe Haar. *(Fortsetzung folgt)*

Ein Tessiner Roman

Aus Elena Bonzanigos hoch über Locarno gelegener weitausschauender Werkstatt ging vor kurzem, nach einem Jahrzehnt des Werdens und Reifens, der Roman «Oltre le mura», «Hinaus aus den Mauern», hervor. Die fabulierfreudige Bellenzerin schenkte uns ehedem ebenso

Was gedenken die Behörden zu tun?

Nachdem die Prostitution in Zürich ein Ausmass erreicht hat, das bei einer weiteren Oeffentlichkeit Aufsehen erregte, soll der Kampf gegen diese gefährliche und gefährdende Sittenverderbnis verschärft werden. Wie aus einer Notiz im Tagblatt der Stadt Zürich vom 18. Mai 1955 hervorgeht, hat der Kassationshof des Bundesgerichtes entschieden, dass der Artikel über Anlockung zur Unzucht § 206 des Schweizerischen Strafgesetzbuches weiter zu fassen sei, als sie durch die Zürcher Gerichte geschah. Dadurch sind der Polizei und den Behörden Möglichkeiten gegeben, energischer gegen Schuldige vorzugehen. Da der zahlenmässig schwachen Sittenpolizei nun noch zahlreiche Detektive und Polizisten in Zivil zur Verfügung gestellt werden, hoffen die Behörden, «dass nun mit Hilfe dieser neuen gesetzlichen Unterlagen das öffentliche Aergernis, welches die heutige Form der Prostitution darstellt, beseitigt wird».

Wir wollen froh sein, dass solche Schritte getan werden. An irgend einer Stelle muss der Kampf aufgenommen werden. Wenn auch einzuwenden wäre, dass dies nicht genüge, dass noch an vielen andern wunden Stellen angesetzt werden müsste oder dass dem Uebel nur von innen her durch Besserung und nicht durch Bestrafung der Schuldigen wirksam begegnet werden könnte, so ist dies wohl richtig, aber es ist besser, es werde etwas Weniges getan als die Sache ganz fahren zu lassen, weil es unmöglich ist, sie vollkommen zu lösen.

Den ersten Bemühungen schliessen sich weitere an. Wäre es nicht möglich, die Nachtcafés wieder zu schliessen? Sollte man nicht aus der Erfahrung, dass sie weder den Fremden noch den diskussionsbeflissenen Theaterbesuchern dienen, sondern eine Brutstätte verderblichen Lasters geworden sind, lernen? Wer die Ausführungen im Jahresbericht 1954 der Zürcher Fürsorgestelle für Alkoholgefährdete, die auf Tatsachenberichten beruhen, gelesen hat, begreift nicht, dass sie noch länger geduldet werden. Eine grosse Zahl von Menschen gehen zugrunde, stürzen ihre Familien in Not und Elend, das zum Himmel schreit. Die Nachtcafés geben offenbar nicht nur dem übermässigen Alkoholgenuss, sondern auch der Prostitution Gelegenheit, sich breit zu machen. In dem besagten Bericht lesen wir: «Die Fürsorgerin eines verwandten Werkes, die sich besonders mit gefährdeten Frauen abgibt, bestätigte uns in diesem Zusammenhang aus eigener Anschauung, wie sehr das betreffende Nachtlokal von Dirnen bevölkert sei.»

Die Dringlichkeit der Schliessung dieser Lokale liegt auf der Hand, nicht zuletzt auch wegen des Nachtlärms, der durch sie entsteht und Menschen, die aus dem Schlaf die Kraft zur täglichen Arbeit schöpfen müssen, dieser Kraftquelle berauben.

Es ist zu hoffen, dass behördliche Erlasse nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Bei der Fernhaltung der Dirnen von den Strassen, bei ihrer strengern Bestrafung handelt es sich um äussere Massnahmen. Auch die Schliessung der Nachtcafés würde die Beseitigung der Eiterbeulen von aussen bedeuten.

Auf diesen Kampf von aussen kann, wie wir schon andeuteten, nicht verzichtet werden, und er muss dankbar anerkannt werden. Doch muss er, um wirksam sein zu können, begleitet sein von der Bemühung, dem Uebel von innen her beizukommen. Wenn nicht diese haltlosen Menschen fürsorgerisch, erzieherisch, mitmenschlich gefasst und betreut und von innen heraus auf einen andern Weg geführt werden können, werden sie trotz strengeren Strafbestimmungen und grösserer Polizeiaufsicht doch immer wieder Mittel und Wege finden, ihrem Laster zu frönen. Wahrhaft geholfen ist nur dann, wenn es gelingt, den Sinn zu ändern. Unablässig sind viele private und behördliche Organe am Werke, diese Menschen fürsorgerisch zu betreuen, sie eventuell unter Anwendung von Bevormundung in Heimen zu erziehen und an eine nützliche Arbeit zu gewöhnen. Alle diese Bemühungen, ob sie auf religiöser oder weltlicher, auf privater oder behördlicher Basis durchgeführt werden, sind äusserst wertvoll. Sie wollen das Uebel an der Wurzel packen und beseitigen, im Innern des einzelnen Menschen. Dass es hierfür viel Geduld und viel Liebe braucht, liegt auf der Hand.

Nicht weniger wichtig als das Heilen ist das Vorbeugen. Welch grosse Bedeutung erhält in diesem Zusammenhang all das Gute, das vom guten Elternhaus auf die Kinder ausgeht! Die Erziehung zu Arbeitsamkeit, die Weckung der Freude an allem Guten und Schönen, an schlichter Pflichterfüllung, an froher Gemeinschaft und sinnvoller Freizeitbeschäftigung erhält eine Wichtigkeit, die nicht übersehen werden darf. Sie wird glücklicherweise von vielen Eltern und Erziehern, von amtlichen Stellen und privaten Organisationen, nicht zuletzt von Pro Juventute, erkannt. Weil auf alle nur mögliche Weise versucht wird, der Jugend zu einer gesunden Entwicklung zu verhelfen und weil zu hoffen ist, dass die Bemühungen dieser Art vermehrt werden, weil somit äussere und innere vorbeugende und helfende Massnahmen zusammenarbeitend sich die Hand reichen, ist ein zuversichtlicher Ausblick gerechtfertigt. Dr. E. Brn.

Und dem allem steht offiziell die ständig vermehrte Propagierung des Alkohol-Verbrauchs gegenüber! (Die Redaktion)

Von der Arbeitsgemeinschaft für Elternschulung

Wer oder was ist diese Arbeitsgemeinschaft? Wir stellen sie, mit den Worten von Emil Frei aus «Elternschule» (herausgegeben vom Schulamt Winterthur) vor:

«Im November 1952 besammelten sich in Zürich auf Einladung des initiativen Vorstehers des Kantonalen Jugendamtes, Adolf Maurer, zahlreiche Vertreter der an einer Förderung der Familie und der erzieherischen Elternschulung interessierten Behörden und Vereinigungen, um diese Bestrebungen im Kanton Zürich zusammenzufassen und zu verstärken. Sie gründeten eine «Arbeitsgemeinschaft für Elternschulung», welche schon im Juli 1953 zur Gewinnung weiterer Lehrkräfte für «Ehe-, Familien- und Erziehungsfragen»... einen ersten Ausbildungskurs durchführte».

In diesem freiwilligen Zusammenwirken und ebenso freiwilligen Zusammenarbeiten auf dem Gebiete der Elternschulung manifestiert sich der Aufbauwille weiter Kreise. Den negativen Kräften stehen wertvolle positive gegenüber. Und dass sie sich rühren, dass sie wirkliche, bleibende Werte schaffen, das tat erneut die Konferenz im Rigiblick Zürich vom 2. Juni kund.

Der Vorsitzende, Herr Adolf Maurer, wies erneut darauf hin, wie sehr die Mütter- und Elternschulung einem Bedürfnis der Zeit entspricht. Viele Eltern sind unsicher geworden, sie werden mit den Erziehungsproblemen, den Erziehungsschwierigkeiten und sehr oft auch mit den Ehekonflikten nicht fertig. Mühsam schleppen sie sich durch die Tage, die Familien gehen dem Zerfall entgegen. Sie brauchen Hilfe. Wenn die Mütterschule auch nicht in allen Fällen das Linderung bewirkende Hilfsmittel darstellt, so ist es eine freudig zu begrüssende und ausserordentlich ermutigende Erfahrungstatsache, dass die Mütterschulungskurse doch in vielen Fällen eine wesentliche Aenderung gebracht und den Zerfall verhindert haben. Aus überreizten, gespannten ungeduldigen Müttern wurden gelöste Menschen, die eine Atmosphäre der Ruhe verbreiten und damit die Familie zusammenhalten.

Es ist ausserordentlich zu begrüssen, dass allenthalben im In- und Ausland die Elternschulungs-Bemühungen an Raum gewinnen und gefördert werden. Um die Arbeit erfolgreich durchführen zu können, bedarf es tüchtiger, fähiger Lehrkräfte. Mit ihnen steht und fällt das Gelingen. Es soll deshalb diesen Sommer wieder ein Ausbildungskurs auf Boldern stattfinden.

Sowie die Konferenz im Rigiblick der allgemeinen Orientierung und Werbung für die gute und wertvolle Sache der Elternschulung diente, so auch der Weiterbildung durch Vertiefung in das Wesen der Pubertät, über welches Herr Pfarrer Schweingruber aus Kilchberg einen überaus interessanten, lebendigen, umfassenden und tiefen Ueberblick gab.

Es handelt sich bei der Reifung um eine solche Vielfalt der Erscheinungen, um eine Verschlungenheit der Vorgänge, dass das Nebeneinander von Worten diesem lebendigen Prozess nur schwer gerecht werden kann. Die sich vollziehenden Vorgänge, das Auftauchen neuer Triebe und Empfindungen, die Steigerung des Bewusstseins, das Bedürfnis nach erhöhter Selbständigkeit, die Zunahme der Denkfähigkeit, die Bereicherung des Gefühls- und Innenlebens und anderes mehr werden jeden mechanischen Charakters dadurch entkleidet, dass im gesamten Seelenleben ein Ich wirksam ist, das eine leitende Funktion ausübt. Es ist ein Arbeitsprozess, der sich vollzieht, bei dem es darum geht, sich selbst zu finden und in dem Vielerlei der stets sich ändernden und reizmächtigen Aussenwelt einen festen Standort zu beziehen. Da die jungen Menschen von heute nicht mehr wie frühere Generationen in festgeprägte Lebensformen hineinwachsen können, sind die Pubertätsprobleme schwieriger geworden, was ein umso grösseres Verständnis durch die Eltern nötig macht. Jeder junge Mensch sollte in dieser schweren Zeit nicht auf persönlichen Kontakt mit reifen Menschen verzichten müssen, er sollte eine starke und klare Atmosphäre um sich haben dürfen und erleben können, wie Erde und Himmel im ganzen, grossen und unfassbaren Werdegang zusammenwirken, wie es im steten Wandel der Zeit etwas Bleibendes, Festes, Ewiges gibt.

Unserer Jugend zu einer gesunden Reifung zu verhelfen, das ist ein grosses Ziel jeder Elternschulung und somit auch unserer Arbeitsgemeinschaft, der weiteres, segensvolles Wirken beschieden sein möchte. Dr. E. Brn.

Förderung der Selbsthilfe im Berner Oberland

Mit dem hauswirtschaftlichen Bildungswesen, das zur häuslichen Ertüchtigung und damit zur wirtschaftlichen und sozialen Stärkung der Familien namentlich im Berggebiet viel beiträgt, hat die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes im vergangenen Winter wiederum eine sehr segensreiche Aufgabe erfüllt.

In 55 Näh- und Flickkursen mit insgesamt 2745 Arbeitsstunden erhielten 655 Frauen und Töchter praktische Anleitungen im Instandstellen und Umändern von Kleidern und Wäsche, wobei alles zu Ehren gezogen und zweckmässig verwendet wurde. In den hauswirtschaftlichen Kochkursen fanden die Produkte des eigenen Bodens eine rationelle Verwertung. Es kamen 21 Weiterbildungskurse für Frauen in mehr als 20 Ortschaften zustande, die zusammen 567 Stunden zählten und von 374 Teilnehmerinnen mit Eifer und Fleiss besucht wurden. Zur Behandlung gelangten die Themen neuzeitliche Ernährung und gesunde Kost, Krankenernährung und Diät, Obstgerichte, Süss-Speisen, Hefegebäck, Bügeln und Kleiderpflege. Arbeitserleichterungen, sowie häusliche Krankenpflege, welch letzteres neu ins Programm aufgenommen worden ist und sich besonders in abgelegenen Gemeinden als wertvoll erweist. Ferner wurde der obligatorische Hauswirtschaftsunterricht für Schulmädchen in 10 Gemeinden erteilt, sowie ein Bubenkochkurs abgehalten. 109 Schülerinnen und Schüler sind in 800 Stunden mit den Grundbegriffen des Kochens und der Haushaltkunde vertraut gemacht worden. In Beatenberg und Habkern folgten obligatorische Fortbildungskurse mit zusammen 374 Stunden und 24 Töchtern.

Die vorgelegte Abrechnung wies nach Abzug der ordentlichen Subventionen leider einen beträchtlichen Ausgabenüberschuss auf, den man mit dem noch ausstehenden Beitrag der Bernischen Winterhilfe zu decken hofft.

Fräulein Bürckhard, in Foumban

Vielleicht heisst sie ursprünglich Burckhard, ist oder war, eventuell eine Schweizerin? Das weiss ich nicht, sondern weiss nur, dass Fräulein Bürckhard, wie sie in einer Zeitung von französisch Kamerun benannt wird, in einer ganz abgelegenen «Léproserie» (Pflegeanstalt für Aussätzige) Kameruns wohnt. Diese Stätte für Aussätzige (die Aermsten der armen Kranken) wird nur wunderselten von «Persönlichkeiten» aus Paris besucht und erhält infolgedessen zu wenig Subsidien vom Staat, so dass die Anstalt ärmlich ist. Drei bis vier Kranke müssen laut Bericht der Zeitung von Yaoundé (Hauptort Kameruns) unter einer verlotterten Decke schlafen und haben dort in Foumban in 1200 Meter über Meer oft kalt. Der Schule fehlte das nötige Geld für die Anschaffung von Kreide etc. Denn die Anstalten für Aussätzige haben Ehepaare und oft viele Kinder, benötigen somit eine Schule. Aber trotz der Armut der Anstalt in Foumban ist sie gut und rein gehalten, dank der Aufopferung von Fräulein Bürckhard, die nun schon 35 Jahre lang diese Aermsten betreut. Wie der berühmte Dr. Schweitzer in Lambarene, so wirkt diese Heldin ihr Leben lang in der «Brousse» Kameruns nur für die Kranken. Ihr sei hiermit ein Kränzchen gewunden, auch wenn sie nicht aus der Schweiz stammen sollte!

Auch andere «Léproserie'n» erhalten offenbar nicht die nötigen Kredite, und beherbergen doch viele Aussätzige. So sind in Nden 650 Kranke, und 1200 andere Aussätzige kommen von den Regionen Dja und Lobo jeweilen zur Untersuchung in diese Anstalt. Auch da sollte der Kredit fünfmal höher sein. Der Aussatz sei in Kamerun noch lange nicht im Aussterben, behauptet «Le Cameroun libre». -r.

Zusätzliche Alters- und Hinterlassenenfürsorge

Die Kommission des Ständerates zur Prüfung der Vorlage über die Verlängerung und Abänderung des Bundesbeschlusses betreffend die zusätzliche Alters- und Hinterlassenenfürsorge tagte am 12. Mai unter dem Vorsitz von Ständerat Lusser (Zug) und im Beisein von Bundesrat Etter und Direktor Saxer vom Bundesamt für Sozialversicherung. Sie beschloss, dem Ständerat zu beantragen, der Vorlage mit einer Abänderung des Verteilungsschlüssels beizupflichten.

Der Katholische Frauenbund meldet

Am 14. und 15. Juni hielt der Schweizerische Katholische Frauenbund in Einsiedeln seine 40. Generalversammlung unter dem Präsidium von Frau Dr. Lina Beck-Meyenberger.

Fragen aus dem Gastgewerbe wurden im Rahmen eines Arbeitskreises von verschiedenen Seiten her beleuchtet.

Frau Dr. jur. H. Bürgin-Kreis orientierte über Notwendigkeit und Organisation des Zivilschutzes.

«Probleme der reifen Frau» war das Vortragsthema von Frau Dr. phil. E. Binz-Winiger.

Im Anschluss an den Arbeitskreis über Fragen aus dem Gastgewerbe fasste die Generalversammlung folgende Resolution:

Die katholischen Schweizer Frauen sind von der Notwendigkeit eines beruflich, sozial und kulturell hochstehenden Gastgewerbes überzeugt. Sie sind daher bereit, Bestrebungen, die der Förderung jener dienen, die im Gastgewerbe tätig sind, nach Möglichkeit zu unterstützen. Sie setzen sich besonders ein für die Berufslehre des weiblichen Servierpersonals sowie für sozial fortschrittliche Wirt-

---

quellfrische wie besinnliche Kindheitserinnerungen, die «Storielle primaverili» [1]), und den zur Zeit des Frühbarocks spielenden grossangelegten, reich, ja überreich befrachteten Roman «Serena Serodine» [2]). Dessen, aus glückhaft schöpferischer Verfassung geborene Personen hatte sie so lieb gewonnen, dass es ihr zum Bedürfnis, zur Notwendigkeit wurde, ihnen weiterhin ihre Schicksale abzulauschen und diese wiederum in einem Roman, dem vorliegenden — gefällig ausgestatteten —, dichterisch zu gestalten.

«Serena Serodine» schildert die Jugend der einem berühmten asconesischen Künstlerkreise entstammenden, feinorganisierten (der Dichterin urverwandten) Serena, die, während des abenteuerlichen Wanderlebens ihrer Familie, durch Pisa, Rom, Ascona, Bellinzona, sich zur Malerin emporarbeitet und, im Spätsommer 1628, sich mit dem Maler und Hauptmann Gualtiero von Roll verehelicht. Dieser, früh der Eltern Beraubte war aus Rom in die, Vignaccia genannte burgartige Behausung (der heutigen Ca'di ferro) an der Rivapiana bei Locarno, zurückgekehrt, um, seinem Onkel Ascanio a Pro unterstellt, sich der Rekrutierung und Ausbildung schlagkräftiger Söldnertruppen zu widmen. Aus dem neuen schlanken Roman «Oltre le mura» [3]), dessen gedrängte Handlung sich innerhalb vier Tagen abwickelt, vernehmen wir die Geschichte Serenas und Gualtieros während nahezu vier Jahren, bis zum Frühling 1632.

Trotz zärtlicher Liebe zur anlehnungsbedürftigen Gattin hatte es den unruhigen Gualtiero nicht lange in der Vignaccia gelitten. Nach einem Halbjahr schon befolgte er gerne Ascanios Befehl, einen Trupp Söldner durch das Piemont nach Frankreich in dortige Dienste zu führen, und gerät dabei, als Opfer eines Verrates, in zwiefache Gefangenschaft. Während der dumpfen Musse im ersten, piemontesischen Gefangenenlager erscheint da, zu aller Lust und Ablenkung, eine Schar Bänkelsänger, worunter die verführerisch anmutige Tänzerin Rietta. Vorübergehend findet Gualtiero bei ihr, nur allzuleicht, allzu freigebigen und, wessen er viel später erschüttert inne wird, folgenschweren Trost. Aus der zweiten, französischen Gefangenschaft rettet ihn und sich selbst sein Leidensgefährte, der bei Richelieu bestens angeschriebene italienische Arzt Ubaldo. Zum Dank bietet Gualtiero ihm einen Erholungsaufenthalt in der Vignaccia an. Der Roman beginnt mit beider Kahnfahrt den Langensee aufwärts, von Brissago aus, an Ascona und Locarno vorbei, der Rivapiana zu.

Intensiv lässt uns die Dichterin Gualtieros Vorfreude auf das Wiedersehen mit Serena sowie auf den Erstanblick seines bald dreijährigen Söhnchens nachfühlen und, nicht weniger, Gualtieros Bangigkeit, als bei Ankunft in der Vignaccia, auf seine Frage nach der Gattin, er allseits ausweichenden Bescheid erhält. Schliesslich, nach verlegenen Umschweifen, eröffnet ihm Ascanio, dass Serena und Gualtierino an der, dazumal auch im Tessin wütenden Pest gestorben seien. Den wie vom Blitz niedergeschmetterten Gualtiero weiss Freund Ubaldo mit klugem Zuspruch aufzurichten. Sowohl die Dienerschaft als Don Andrea Serodine in Ascona melden ihnen Empörendes über die Behandlung, der Serena seitens der eifersuchtszerquälten Kusine Orsola a Pro ausgesetzt war, und über ihre Vertreibung aus der Vignaccia während einer Abwesenheit des vielgeschäftigen Ascanio; doch dessen Ansicht über Serenas und des Knaben Ende erweist sich als blosse Vermutung. Gualtiero muss glauben, dass beide noch leben und dass er sie finden werde. An seiner statt übernimmt Ubaldo die Instruktion der Milizen, und er selbst reitet aus, nach Bellinzona, auf die Suche.

Im Laufe zweier erregter Bellenzer Tage und durch die verschiedensten Gesprächspartner — Leute aus dem Volk auf der Strasse, Honoratioren im Gasthaus zur Cervia, Pedar, den drollig rührenden Diener in diesem «Hirschen», durch den Haudegen Luca, Serenas Zwillingsbruder, und dessen künftige Gattin, die fixfertige Kleinstadtschöne Roselina, durch Klosterfrauen und durch Bruder Umilio, den zum Mönch bekehrten Bänkelsänger, der ein Jahr lang auf härtesten Pfaden, in mannigfacher Weise der verstossenen Serena beigestanden war —, durch all diese Gesprächspartner erfährt Gualtiero Serenas Erlebnisse und Entbehrungen, erfährt, nunmehr mit Sicherheit, den Tod Gualtierinos, erfährt, dass die kleine Gaia, die Frucht jener fernen Stunde ehelicher Untreue, in Serenas Hut geborgen ist. Auch ihren für ihn unannehmbaren Entschluss erfährt er: da sie sich von ihm vergessen glaubte, hatte sie den Entschluss gefasst, hinter den schützenden Mauern des Ursulinerinnenklosters in der Nähe Bellinzonas zu verbleiben, mütterlich zugetan der munteren Gaia. Nonne also wollte sie werden, wollte beten und malen. Schon hatte sie begonnen, die Klosterkapelle mit einer Freske zu schmücken, ihr Leid in Formen und Farben auszusagen, um, nach und nach, es zu überwinden. Dies Letzte vernimmt Gualtiero von der verschüchterten Serena selbst an deren Zufluchtsstätte, aus der er sie in mannhafter Demut zurückfordert. Mit zarter, zäher Eindringlichkeit gelingt es ihm, die Enttäuschte zu ermutigen, sie nochmals, nun aber als ein Gefestigter, Geläuterter, an sich zu bannen, sie aus den Klostermauern zu befreien, sie hinauszuführen in eine von neuem Licht verklärte Gemeinschaft: oltre le mura, nel sole.

Dies nur ein Gerippe des warmdurchbluteten, in zwanzig straff komponierte Kapitel aufgeteilten Romanes. Aus Gualtieros Mund, aus dem zutiefst mitbeteiligten Ich ertönt die ganze, in Gedanken, an Serena gerichtete bewegte Erzählung. Kein billiges Verfahren. Nur eine in Mass und Reserve geübte Feder durfte sich an solch eines heranwagen. Hier bewährt es sich fast durchwegs. Die gleich von Anfang an in uns geweckte Gespanntheit versteht die Dichterin, durch alles Dunkel wachzuhalten bis in die letzten Seiten der lichten Lösung. Plastisch vor Augen stellt sie uns die ihr so vertrauten Gestalten. Mit erquickender Lebendigkeit meistert sie die häufig verwendete Gesprächsform. Feinfühlig verwebt sie die Landschaft mit dem wechselvollen Geschehen; vornehmlich dem See, seinen Rhythmen und Spiegelungen, leiht sie, diskret, eine lyrische Mitsprache. Und noch eines ist der weise auf Gleichgewicht bedachten Tessinerin wohlgeraten: Wehes, Schmerzliches durch mancherlei Humor aufzuhellen.

Ein vielwertiger Roman (der übrigens die Kenntnis des ersten durchaus nicht voraussetzt). Gewisse Eigenwilligkeiten, wie das mehrfache, allerdings mit leichtester Hand getätigte Verwirren und Entwirren der Geschehnisse, sieht man ihm gerne nach. Gelohnt hat sich das lange Verweilen des Manuskriptes in Elena Bonzanigos nicht umsonst weitausschauender, wie vom Himmel durchfluteter Werkstatt; gelohnt hat sich der Dichterin leidenschaftlich geduldige Hingabe an den ihr ans Herz gewachsenen Vorwurf; gelohnt hat sich ihre nimmermüde Selbstkritik, ihr Sichten und Umgestalten, ihre Mühewaltung mit Schere und Feile, ihr Ringen um die Würde des Wortes.

Der Wunsch drängt sich auf, dass die unserem Süden freundlich gesinnten, des Italienischen aber nicht mächtigen Leser diesen Tessiner Roman, diese favola barocca, wie die Dichterin sich ausdrückt, diese, wie wir ergänzen, bella e fascinosa favola barocca, bald in deutscher Fassung vorfinden mögen. *E. N. Baragiola*

---

[1]) Orell Füssli, Zürich, 2. Aufl. 1943. [2]) Mazzuconi, Lugano, 1944. In der durch Guido Calgari betreuten Reihe «Terra nostra». [3]) Eb. 1955.

schaftsgesetze. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf die beruflichen Nachwuchsprobleme, insbesondere auch auf die Ueberfremdung im schweizerischen Gastgewerbe.

Kirschenkonserven!

Ich empfehle jeder Hausfrau, vom Ueberfluss der diesjährigen Kirschen einen Teil heiss einzufüllen. Wie einfach ist doch diese Methode! Ich wasche und entstiele die Kirschen, nach Belieben kann auch ein Teil entsteint werden.

Für das Kochen der Früchte nehme ich eine weite Pfanne, und bereite einen Zuckersirup —, Zucker nach Belieben! Sobald dieser Sirup kocht, gebe ich soviel Kirschen in die Pfanne, als ich für ein Glas benötige. Das Zuckerwasser sollte die Kirschen knapp decken. Kirschen nicht kochen lassen, sondern nur zum Kochen bringen und sofort, ohne Saft, bis 1 cm unterhalb der Flaschenöffnung einfüllen, Saft aufkochen lassen und siedendheiss darüber giessen bis die Flasche fast überläuft. Sofort verschliessen. Wenn auch ein wenig Saft überfliesst, so macht das gar nichts. Dies zeigt mir im Gegenteil, dass keine Luft mehr im Glas ist. So fülle ich ein Glas nach dem andern ein.

Kirschenkonfitüre fülle ich ebenfalls in die bewährten Bülacherflaschen oder -Gläser mit Glasverschluss heiss ein. Es ist dies die sicherste Methode für alle Konfitüren. Ich kann dabei sogar noch Zucker sparen, da es nicht nötig ist, dass ich 1 kg Zucker auf 1 kg Früchte nehme. Ich bereite meine Konfitüre wie gewohnt zu und fülle diese, wenn sie dick genug ist, kochend heiss bis ca. 1 cm von der Flaschenöffnung in die gut vorgewärmten Flaschen oder Gläser ein. Dann fülle ich ganz auf mit kochendem Wasser und verschliesse sofort.

Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald

Nachdem nun das vollständige Programm für die 20. Musikwoche vom 11. bis 20. Juli vorliegt, sind folgende Ergänzungen und Aenderungen zu verzeichnen. Zum Thema «Musik und Bildung» werden ausser schon genannten Referenten sprechen: Professor Dr. R. Luchsinger sowie Willy Gohl, Zürich; Professor Dr. E. Preussner, Salzburg; Minister Dr. H. Zurlinden, Bern. Gesang: Marianne Rupp, Sopran; Mabella Ott-Penetto, Alt; Dr. W. Winter, Bariton. Anstatt des Wiener Ensembles vertritt das Winterthurer Streichquartett mit dem dortigen Meisterflötisten Peter Lukas Graf die Kammermusik. Abonnements für die Matinées, die 5 Nachmittagsvorträge sowie die 4 Abendkonzerte bei Dr. N. Schmid, Rebbergstrasse 4, Zürich 37. Othmar Schoeck wird an einem der Konzerte persönlich gewürdigt durch den Liederzyklus: «Das stille Leuchten» sowie eine Darstellung seines Schaffens (Professor Dr. Cherbuliez). Die Jubiläumswoche verspricht Bestes und Schönstes! H. Lr.

Veranstaltungen

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Ausserordentliche Generalversammlung in geschlossenem Rahmen, Freitag, den 1. Juli 1955, 20.15 Uhr im kleinen Festsaal des Stadtkasinos. Traktandum: Gesamterneuerung des Vorstandes. Da es sich um eine geschlossene Versammlung handelt, so haben nur Mitglieder Zutritt.

Radiosendungen

vom 3. Juli bis 9. Juli 1955

sr. **Mittwoch,** 6. Juli. 14.00: Frauenstunde: **Wir Frauen in unserer Zeit.** Berichte aus dem In- und Ausland. — **Freitag,** 8. Juli. 14.00: **Die halbe Stunde der Frau:** 1. Die Sängerin. Gertrud Mohler erzählt von ihrer Tätigkeit in Bagdad. 2. Freuen wir uns doch!

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert Fabrik in RUBIGEN b. Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

Tapeten A.G. DECORATIONSSTOFFE VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

SCHULE FÜR SOZIALE ARBEIT ZÜRICH
bildet Frauen und Männer aus für Fürsorgestellen und Sozialsekretariate Heimerziehung und Heimleitung
Zweijährige Kurse, Beginn Frühling und Herbst
Auskunft und Prospekt durch die Schule für Soziale Arbeit, Zürich 2, Am Schanzengraben 29
Telephon 23 84 30/23 84 31

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Ein ideales Einmach- und Konfitürenglas
Bülach-Universal
mit 8 cm weiter Oeffnung
Seine besonderen Vorteile:
Leichtes Füllen, Entleeren und Reinigen, weil die Hand bequem eingeführt werden kann. Das neue Glas eignet sich wie seine Vorgängerin, die Einmachflasche «Bülach» mit 6 cm Oeffnung, sowohl zum Heisseinfüllen der Früchte und Konfitüren als auch zum Sterilisieren von Gemüsen und Fleisch. Das Vorgehen ist gleich wie bisher, **nur die Sterilisierzeiten sind etwas zu verlängern.** Verlangen sie in Ihrem Laden die **blaue** Broschüre «Einmachen leicht gemacht». Neueste Auflage. Preis 50 Rp. Auch direkt von uns gegen Briefmarken.
Glashütte Bülach

Ihre Büste kann sich sehen lassen!
Wenn Sie die neue äusserliche, synergische Behandlung PHYDROMA anwenden. Entfaltet, straft oder reduziert. Stärker, schneller und haltbarer Effekt **garantiert.** Ueberzeugen Sie sich selbst und schreiben Sie heute noch an:
PHYDROMA, Abt. 8
Postfach 8, Genf 18
Sie werden postwendend unsere neue Broschüre «Wie gebe ich meiner Büste die ideale Form» kostenlos und sehr diskret erhalten.

Ernst
Guets Brot
Feini Guetzli
Zürich
Hauptgeschäft Seefeldstrasse 119, Telefon 24 77 61
Tea Room Suvretta, Bahnhofstrasse 61, Telefon 23 34 31
Tea Room, Bahnhofplatz 1, Telefon 27 12 03

Beim Wandern...
«Ein Sträusschen am Hute, den Stab in der Hand...» -
Welch eine Lust zu wandern!
Was aber, wenn Durst und Hunger sich melden -
und der Rucksack leer?
Kehrt ein zu einem Glase Milch, die so herrlich erfrischt und den Hunger so angenehm stillt.
Also auch beim Wandern «Ein kühler Milchtrunk für Dein Wohlbehagen!»
PZM
MILCH

HANS KASPAR A. G.
Trusttreie Speisefettfabrik
Zürich 3/45
Telephon (051) 33 11 22 Ipsophon (051) 33 11 27

Berücksichtigt die Inserenten des Frauenblattes

Henzel reinigt Färbt und bügelt
Zürich 3
Birmensdorferstr. 420
Chemische Reinigungsanstalt und Färberei
Moderne Teppich- und Steppdecken-Reinigung
Telephonieren Sie 33 20 55
Unsere Autos holen und bringen alles
Filialen:
Rosengasse 7 Tel. 52 41 48
Stauffacherstrasse 28 Tel. 25 55 61
Kreuzplatz 5 a Tel. 24 78 32
Gotthardstrasse 67 Tel. 25 73 76
Birmensdorferstrasse 159 Tel. 55 20 82
Albisstrasse 71 Tel. 45 01 58
Oerlikonerstrasse 1 Tel. 26 62 70
Wettingen, Bahnhofstrasse 56 Tel. 6 60 08
Baar, Dorfstrasse 33 Tel. 4 55 66

Alkoholfreie Gaststätten laden Sie ein
Conditorei – Tea-Room E. Ammann
Kirchgasse 6 Zürich 1
Nähe Wasserkirche / Helmhaus
Feinste Patisserie und Gebäcke
Qualitäts-Kaffee und Tee. Heimelige Räume.

Täglich 8 Menüs zu
2.10 2.30 2.60 3.– 3.80
Kaffee und Patisserie — primal
CAFE APOLLO BAR
MIT DEM BERÜHMTEN KAFFEE FÜR KENNER
Zürich, am Stauffacher, im Hause Kino Apollo

Wer möchte den Beruf einer
Krankenschwester
erlernen? — Unsere dreijährigen Kurse beginnen jeweils anfangs Oktober und April. Nähere Auskunft und Beratung erhalten Sie jederzeit gerne von Frau Oberin.
Rotkreuz-Pflegerinnen-Schule Lindenhof Bern
Telephon (031) 2 10 74

25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

obi Su-sy
Grapefruit
Orange
Citron
Himbeer
Ananas
OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT BISCHOFSZELL

In der Webstube Bühl-Nesslau
ist Gelegenheit geboten
Ferien mit Handweben
zu verbinden. Wir sind weitgehend für individuelle Wünsche eingerichtet. Man ist nicht an ein Kursprogramm gebunden.
Familie Reber, Bühl-Nesslau, Telephon (074) 7 30 62

Ferien in Graubünden
Es empfehlen sich die
alkoholfreien Gasthäuser
Arosa Orellihaus Diesen Sommer wegen Umbauten geschl.
Chur Rhät. Volkshaus beim Obertor
Samaden Alkoholfr. Restaurant 2 Minuten vom Bahnhof
Andeer Gasth. Sonne Mineralbäder, Jugendherberge, Bahnhofnähe
Landquart Volkshaus
St. Moritz Hotel Bellaval beim Bahnhof, am See
Thusis Volkshaus Hotel Rhätia beim Bahnhof, Jugendherberge
Mässige Preise - Keine Trinkgelder - Aufmerksame Bedienung - Gute Küche - Bäder

SCHAFFHAUSER WOLLE